

DÜSSELDORFER DEBATE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

5/85

Mai

●
Auch der Kapitalismus hat seine Schattenseiten.
(Hanns Eisler)

●
Redaktion:

Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann
Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 02 11/3 61 33 60

Frank **Benseler**, Dr. jur., geb. 1929; Prof. für Soziologie in Paderborn; Herausgeber der Lukács-Werke in der Bundesrepublik; letzte Veröffentlichung: Revolutionäres Denken, 1984.

Jutta **Brückner**, Dr. phil., geb. 1941; Prof. für Film und Video in Westberlin; Tue recht und scheue niemand, 1975; Hungerjahre, 1980; Kolossale Liebe, 1984.

Carlos **Diablillo** H., Licenciado, geb. 1935; Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler an der Universidad Autónoma de Puebla.

Georg **Fülberth**, Dr. phil., geb. 1939; Prof. für Politikwissenschaft in Marburg; zuletzt: Leitfaden durch die Geschichte der Bundesrepublik, 1983; Konzeption und Praxis sozialdemokratischer Gemeindepolitik 1918–1933, 1984.

Uwe **Koch**, geb. 1954; Korrektor; Düsseldorf; Veröffentlichungen mit Georg Heinzen: Heimat Stadt, 1982; Von der Nutzlosigkeit, erwachsen zu werden, August 1985.

Roman **Ritter**, geb. 1943; Verlagslektor in München.

Rafael de la **Vega**, Dr. phil., geb. 1930; Jurist, Literaturwissenschaftler; Gießen; u. a.: Austromarxismus (mit H. J. Sandkühler) 1970; Marxismus und Ethik, 1970; Ideologie als Utopie – Der hegelianische Radikalismus der marxistischen ‚Linken‘, 1977.

WRL, Dr. rer. soz., geb. 1951; Organisationsprogrammierer im Bereich Büroautomation; letzte Veröffentlichung: Mikroelektronik und Klassenkampf, DVZ/die tat, 1984.

ISSN 0176-7232

DÜSSELDORFER DEBATE

Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald
Redaktion: Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann
Organisation: Helga Bodentab
Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3 6133 60

Erscheinungsweise: monatlich (außer Juli/Aug.)
Abo-Heftpreis 12,- DM (einzeln 15,- DM) + Versandkosten
Kündigung mit Dreimonatsfrist zum Ende des jeweiligen Abonnement-Jahres.

Copyright©:

Verlag: GbR Peter Maiwald, Michael von Bentivegni
Konto 31046-209 Postgiroamt Hamburg (BLZ 20010020)

Gestaltung: Kurt Weidemann
Satz: Konkret, Hamburg; Druck: Plitt, Oberhausen;
Vertrieb: inter-abo, Postfach 1449, 2054 Geesthacht
Anzeigenpreisliste 1/84

Editorial	2
Uwe Koch Das Nationalgefühl der Nachgeborenen	3
Heinz-Joachim Heydorn Bildung des Widerstands aus »Wilhelm von Humboldt«	8
Thomas Neumann Der Einzige und sein Eigentum	9
Georg Fülberth Proteus für die Frauen	11
WRL Gegen eine technikkritische Wende im Marxismus	12
Rafael de la Vega Lenins Zwei-Kulturen-Theorie und Gramscis Kulturbegriff	24
Jutta Brückner Das Kostüm der Nacktheit	34
Carlos Diablillo H. »Wo man Volkswagen baut, geht es den Menschen besser«	39
HARAKIRI — neueste Selbstmordversuche unter Freunden	50
Frank Benseler Sozialismus und Demokratisierung Ein nachgelassener Vorwurf von Georg Lukács	51
Roman Ritter Leningrad im März	61
Jawaharlal Nehru Brief an Indira, 31. Juli 1933	63
Zeitschriftenschau — Hinter dem Rücken der Avantgarde	73

Das, was den Grünen Stimmen und Stimmung zugetragen hat, die Erfahrung eines unhistorischen Umgangs mit der Natur, ist im gesellschaftlichen Bewußtsein abrufbar plazierte; es verliert seinen alternativen Appeal. Deswegen müssen die Grünen ihn nicht verlieren, sie sind, mindestens auf Zeit, parlamentarisch befestigt. Jedoch war das nicht ihr Ausgangspunkt. Parallel zu diesem Vorgang, von ihm länger verdeckt, etablieren sich die Strukturen neuer Produktionstechniken, die nachhaltiger als Umweltstörungen es vermochten, zunächst aber weniger spekulativ, auch die Köpfe besetzen. Die Erfahrungsgrundlage des Bewußtseins verlagert sich wieder aufs Technische, das die Zukunft erfaßt.

Noch kann man den Eindruck haben, die Denkformen lebten ungestört nebeneinander, besonders unter Jugendlichen. Es wird jedoch nicht ausbleiben, daß die zweite sich in den Vordergrund schiebt, die Objektivität der neuen Technik ist zu mächtig, der Computer, wie Michael Otte in Heft 4/85 DEBATTE schrieb, ein zu machtvoll Instrument des menschlichen Denkens. Die neuen Verknüpfungen der Produktion und ihrer Verhältnisse werden auch im Bewußtsein neue Verbindungen provozieren. Sie sind noch nicht im Einzelnen bekannt, aber zwei wichtige Erscheinungen sind sichtbar: die Faszination und die Belebung von Zukunftsbildern. Die CDU hat sich darauf eingelassen, die SPD wendet sich in Teilen dem »Industrialismus« wieder zu. Die Marxisten stehen noch etwas entfernt vom Geschehen. Manche hatten, den grünen Protest aufgreifend, ihn gegen Mikroelektronik und Kommunikationstechnik weiterentwickeln wollen und sind dabei vom Weg abgekommen.

Vier Arbeiten zur marxistischen Ideologie und Theorie, die wir in diesem Heft drucken, gehen direkt (WRL und Carlos Diablillo H.) und in kritischer Vorstellung von Theoriebausteinen (Rafael de la Vega und Frank Benseler) indirekt auf einige Abirrungen ein. Wir werden diese Debatte fortsetzen, im September u.a. mit einer systematischen Arbeit über die Verschiebung des gesellschaftlichen Bewußtseins: Die Realität greift um sich oder Die allgemeine Krise der ersten Etappe.

*

Dem Heft liegt wieder ein Werbeprospekt bei. Wir brauchen mehr Abonnenten und sind auch für den kommenden Jahrgang auf Spenden angewiesen. Es war noch etwas zu sagen, aber es ist uns entfallen.

Der begrenzte Kreis ist rein.

Franz Kafka

Uwe Koch

Das Nationalgefühl der Nachgeborenen

Das Land war gerade wieder ein richtiger Staat geworden, als ich geboren wurde: mit einer eigenen Armee, einer eigenen Fußballnationalmannschaft, mit eigenem Wohlstand und eigenen politischen Gefangenen. Nur die Vaterlandsliebe und der Katholizismus taten sich schwer, Vorkriegsniveau zu erreichen. Sie waren schon ziemlich unmodern geworden, als ich in das richtige Alter kam, ideologisch unterwiesen zu werden.

Der national gesinnte Teil der Erwachsenenwelt stand sich vor lauter Wiedervereinigung selbst im Weg. Wem der 17. Juni der höchste kirchliche Feiertag war, der wollte keinesfalls fördern, daß wir Schulkinder uns mit der sogenannten BRD identifizierten. Das Wort *Vaterland* stand für sie nicht zur Verfügung, weil es reserviert bleiben sollte für ein größeres Vaterland, das noch herzustellen war. So verhinderte die Losung *Dreigeteilt? Niemals!*, daß wir in der Schule allzu heftig auf irgendein Nationalgefühl eingeschworen wurden, das sich notwendigerweise auf die Bundesrepublik begrenzt hätte. Diese Behinderung der Vaterlandsliebe zählt zu den ersten Vorzügen, die ich der Teilung Deutschlands verdanke.

Heftige patriotische Empfindungen wurden auch dadurch gebremst, daß die Heimatliebe ihren Ausdruck vorwiegend in Brauchtumpflege und Volkstanz fand, also eine ziemlich altmodische Angelegenheit abgelegener Volksgruppen zu sein schien. Besonders die Nationalhymne war ein befremdendes Ritual. Im Kinderferienlager habe ich die merkwürdigsten Lieder gesungen: *Im Frühtau zu Berge, Negeraufstand ist in Kuba oder Aber dennoch hat sich Bolle*. Später habe ich das

Singen eingestellt und die *Mundorgel* weggeschmissen. Aber kein Lied kam mir jemals so grotesk vor wie das von *des Glückes Unterpfeife*. Die Haydn'sche Melodie blieb für mich immer ein unangenehmes Geräusch, bei dem ich mich zumindest in verlegene Komik flüchten wollte, in halbwüchsige Flapsigkeit: aufzustehen, wo es nicht verlangt war, die Hand an eine Mütze zu legen, die nicht vorhanden war, jedenfalls zu zeigen, daß die erhabenen Gefühle mich nicht erreichten, die der Staat für sich erwecken wollte.

Schnell gewannen AFN und BFBS mit einer attraktiveren atlantischen Kultur Vorsprung gegenüber der deutschen Folklore. Damit die Überlegenheit der freien Marktwirtschaft einleuchtend wurde, durften wir Kinder vorzugsweise vom freien Schallplattenmarkt profitieren. Durch die *Negermusik* bekamen wir Ärger mit unseren Eltern in einer Frage, in der sie zweifellos im Unrecht waren. Amerika war auf unserer Seite.

Die kulturellen Botschaften, die es uns, der deutschen Jugend, sandte, sollten zunächst einmal jeden falschen Nationalstolz im Keim ersticken. Das Rüstzeug für die Systemauseinandersetzung würde aus geistigen Werten, nicht aus einer völkischen Bindung erwachsen. Ein Paradigmenwechsel im Wertesystem hatte sich vollzogen: von der Überlegenheit einer *Nation* zur Überlegenheit einer *Constitution*. Das war jedenfalls ein zivilisatorischer Fortschritt.

Die Glaubenssätze, in denen wir unterwiesen wurden, betrafen die Freiheit des einzelnen und das Glück, sein Glück versuchen zu dürfen. Niemand hätte verstanden, warum er etwa das *Land*

der Väter schützen sollte. Die wenigen aus meiner Abschlußklasse, die als Staatsbürger in Uniform einrückten, hatten entweder ihre Kriegsdienstverweigerung verschlampt oder wollten unbedingt kostenlos den Führerschein Klasse II machen. Aber auch sie hatten beim Bund nicht das Vaterland zu verteidigen, sondern die Freiheit.

In den dafür zuständigen Unterrichtsfächern war wohl auch vom brüderlichen Teilen mit den Armen und von Gerechtigkeit die Rede. Für solche Werte hätten wir uns gern eingesetzt. Kein Schuldirektor wäre auf den Gedanken gekommen, zur Förderung unserer sittlichen Erhebung die Aula bei der Abschlußfeier mit schwarzrotgoldenen Tüchern zu drapieren. Flaggen wurden damals nur satirisch verwandt. Wenn Schwarz-Rot-Gold einmal auftauchte, dann in *Pardon*, auf verhöhnenden Gartenzwerge oder Plastikschweinen. Von den Ärmeln praktischer Bundeswehrparkas entfernte ich das Wappen selbstverständlich.

Die einzige Gelegenheit, bei der die Nationalfahne wenigstens Teilen meiner Generation warme Gefühle verursachte, sind Fußballländerspiele gewesen. Da wurde mancher skeptische langhaarige Wehrkraftzersetzer zum fröhlichen Chauvinisten. Aber auch der Patriotismus im Stadion trug nicht sehr weit. Wenn sich das Hurra-Gefühl im Sport gegen die DDR richtete, wie sollte dann das Nationalgefühl dieselbe einschließen? Bis heute ist die nur auf Sport gebaute Vaterlandsliebe für mehrere Ziele kaum verwendungsfähig, und im Titel-Verteidigungsfall ist für die Fußballnation der Heimvorteil doch wichtiger als die alte Reichshauptstadt.

Als Schüler wollten wir einmal eine Anzahl selbstgebastelter Schautafeln im Foyer des Gymnasiums aufstellen, mit denen gegen Militarismus und für Kriegsdienstverweigerung agitiert werden sollte. Der Direktor verbot die Ausstellung, und der zur Vermittlung ein-

schaltete Vertrauenslehrer (Latein und Griechisch) schloß sich seinem Urteil an. Er nahm Anstoß an dem schwarzrotgoldenen Rahmen, den alle Tafeln bekommen hatten, denn er erkannte darin zutreffend eine Schmähung der Staatsfahne. Er wollte diese Trikolore aber nicht schmähen lassen, weil es die von Hambach gewesen sei und er selbst als junger Burschenschaftler in Weimarer Zeit für die republikanischen Farben Prügel bezogen hatte. Dieser Respekt vor den Traditionen der Demokratie gebot es ihm, die Demokratie zumindest im Foyer des Gymnasiums nicht allzu weit gehen zu lassen.

Doch je älter ich wurde, desto mehr verzichtete der Staat darauf, meine Ehrerbietung vor vaterländischen Geßlerhüten zu fordern. Meine ganze sozialliberale Jugend lang blieb ich von jeglichem Patriotismus verschont. Weder in den Jahren der Reformen noch der Tendenzwende noch der Terroristenjagd wurde ich mit Nation oder Heimat behelligt.

Wir bekamen sogar schulfrei, um für die Entspannungspolitik zu demonstrieren. Nur die Deutschnationalen, die unbedingt das Katzengebirge und das Samland wiederhaben wollten, verteidigten die Grenzen der Vergangenheit, zumindest in den Atlanten. Wir aber glaubten längst nicht, daß deutsche Herkunft eine Sache oder einen Menschen auszeichne, und unter deutscher Kultur stellten wir uns Wohnzimmerschränke in Eiche-Furnier und Anneliese Rothenberger im ZDF vor.

Sobald wir alt genug waren, allein zu verreisen, erfuhren wir in unseren Ferienländern, Angehörige eines ungeliebten Volkes zu sein. Da wir selbst die heimatliche Strenge und Spießigkeit nicht liebten, fanden wir die Ablehnung des Deutschtums ganz in Ordnung, auch ohne viel über die geschichtlichen Gründe zu wissen. Im Ausland war doch alles aufregender, ungeordneter und lockerer, weil wir immer, wenn wir da waren, in Ferien waren. So gehörten

auch für uns Deutschland und Disziplin zusammen, und das eine mißfiel uns mit dem anderen.

Wir wollten uns gern von dem D-Mark-Patriotismus abgrenzen, den wir bei unseren Eltern gespürt hatten, wenn wir früher mit ihnen im Familienurlaub an der Adria waren. Wir wollten überhaupt allen Südländern bedeuten, daß wir nichts zu tun hatten mit unseren Landsleuten, die vorher dagewesen waren, als Touristen, oder noch früher, als Soldaten. Wir unterstrichen unsere Distanzierung mit nachlässiger Kleidung und ungepflegten Haaren. Und verrieten unsere heimliche Fremdenfurcht mit einem Brustbeutel, den wir um den Hals trugen, weil man sich vorzusehen hat, wenn man ins Ausland fährt. Doch wir kamen uns mit Jeans und Kanadierucksack sehr friedlich und völkerverbindend vor und waren unangenehm berührt von Andalusiern, die acht Jahre Ludwigshafen hinter sich hatten und die Sauberkeit in deutschen Städten lobten.

Noch ärgerlicher war freilich die Begegnung mit anderen Deutschen, die dem Reiseziel seine Exklusivität raubten und es zum touristischen Gemeinplatz machten. Schon wieder ein Anlaß, sich durch Deutschtum behelligt zu fühlen. Und wenn ich auch manchmal bewunderte, wie unbefangenen Franzosen oder Italiener auf ihre Traditionen stolz sein durften und wie selbstverständlich sie auf ihren Demonstrationen ihre Nationalfahnen herumtrugen — belächeln mußte ich doch immer, wenn einer es für besonders bedeutsam hielt, Griechen oder Belgier zu sein.

Jeder Fortschritt, der in den Jahren meines Heranwachsens erzielt worden ist, jeder Wandel in Kultur und Lebensweise setzte sich nur in Widerspruch zu dem beharrenden Nationalgefühl durch. Die weltlichen und städtischen Werte und Normen wurden bestimmend, weil Schützenbruderschaften und Vertriebenenverbände zu unerheb-

lichen Subkulturen geworden waren. Die Modernisten dagegen hatten es mit ihren vielen Referentenentwürfen sehr leicht, unsere Sympathie zu gewinnen. Sie versprachen uns die freie Wahl zwischen Chemie und Erdkunde und wollten unsere Kritikfähigkeit fördern. Wir wurden auf den Weg geschickt, innovationsfreudige und polyglotte Individualisten zu werden. Mit deutschen Sekundärtugenden war die wissenschaftlich-technische Revolution nicht zu meistern. Die Zukunft war okzidental, nicht ostdeutsch, sie war überhaupt digital und nicht deutsch.

So ging ein ganzes Jahrzehnt an den Heimmattreuen vorbei. Den Menschen auf der Scholle gab es kaum noch, und der Mensch in der Rotte war nicht gefragt. Der Stolz auf Kaufkraft übertraf den Stolz auf Abkunft. Die ganze Gesellschaft verzichtete auf Korporationen und Corpsgeist, wie die Studenten auf die Burschenschaften verzichteten. Obgleich Wohn- und Lebensgemeinschaften in verschiedener Form ausprobiert wurden, war das wirkliche Leitbild der siebziger Jahre, eine Art vorweggenommener Single, ein Mensch im Penthouse, der modern und wendig ist.

Wie hätte das auch zusammengepaßt — eine Volksgemeinschaft, die sich in den grünen Wohnsiedlungen der Vorstadt verlor? Wie hätten soldatische Tugenden aussehen können in dieser kybernetischen Angestelltenkultur, in der vor allem eins verloren ging: der Zusammenhang? Zwischen Kollegen, deren Abteilungen zu einsamen Schaltplätzen schrumpften, zwischen Nachbarn, deren alte Häuser erst unter den Hammer und dann unter den Bagger kamen, zwischen Mitschülern, die durch raffinierte Studienpläne ebenso getrennt wurden wie durch die schall schluckenden Wände ihrer neuen Sprachlabors?

Weder aus Belegschafts- noch aus Volkszugehörigkeit ließ sich Selbstbewußtsein gewinnen. Als ein frei kommunizierender Mikrochip sollte sich

der atomisierte Stadtbürger lieber anstrengen, auf dem Feld der Freizeit seinen Wert zu erfahren. Die Kultur der Dinge — der alte Wirtschaftswunderstolz, über Gegenstände zu verfügen — war längst zur Kultur der Markenartikel geworden, in der sich Lebensstil und Entscheidungskompetenz in der Wahl adäquater Sportarten oder Textilfabrikate bewiesen.

Auch in der Organisation des Privaten setzte sich das freie Spiel der Kräfte durch, und kein Bischofswort konnte verhindern, was die Welt der Arbeit klammheimlich erforderte: daß an die Stelle langlebiger Hausgemeinschaften aus mehreren Generationen leichter lösliche Bindungen mit Geburtenplanung traten. Was als *vollständige* Familie bis heute den Maßstab staatlicher Sozialpolitik abgibt, wurde zur Wohnform einer Minderheit: das Zusammenleben eines Mannes und einer Frau mit ihren gemeinsamen Kindern.

Gott und Vaterland erlitten ihr Konkurrententum nicht 1945, sondern in den Siebzigern. Der aufgeklärte Pragmatiker zeigte sich in der Kantine mit Taschenrechner statt mit Tischgebet und trat dafür ein, die besseren Lösungen zu favorisieren, welcher Herkunft sie auch seien. Damit setzte sich nicht nur die Dialogfähigkeit der nachgerüsteten Computer durch, sondern auch jene Pluralität der Sitten, die in dieser Zeit so voneinander wegstrebende Kulturen und Szenen entstehen ließ. Erwachsen wurde derweil eine Generation, die Berufstätigkeit der Frau, Ehe ohne Trauschein, Scheidung und Schwangerschaftsabbruch akzeptiert. Dieser Wertewandel, der bis weit in die Anhängerschaft der Union stattgefunden hat, ist kaum umkehrbar. Viel leichter ist es, im autoritären Gesamtkonzept Platz zu lassen für einen liberalen Individualismus.

Die Rechtswende ist nicht mit Blasphemie und in Knobelbechern dahergekommen. Rechte Gesinnung drückt sich heute viel eher im hohen Lied der

Ellenbogenfreiheit aus, im Glauben an den Tüchtigen und daran, daß, wer arbeiten will, auch Arbeit findet. Sie ist an keinen Nationalstolz gebunden, sie hat gelernt, lieber modern als patriotisch zu sein.

Natürlich ist vom *Single* der siebziger Jahre nur eine Worthülse in Kontaktanzeigen übriggeblieben, hinter der sich Menschen verbergen, die keinesfalls freiwillig allein sind. Und wo das Leitbild des konsumkräftigen Individualisten versagt, auf dem Land und in niedergehenden Städten, gibt die Armut auch einem Rechtsradikalismus Auftrieb, der den alten Formen treu bleibt. Immer noch kann der Patriotismus die Lücke ausfüllen, die durch verunmöglichte Lebensplanung entsteht. Der Ruf nach Wiedervereinigung läßt das Gefühl des einzelnen, zu kurz gekommen zu sein, wenigstens im billigen und gerechten Empfinden einer benachteiligten Volksgemeinschaft aufgehen.

Das ist um so gefährlicher, als der Revanchismus durch die für die Ewigkeit bestimmte Präambel des Grundgesetzes geradezu Verfassungsauftrag ist und mit dieser Rückendeckung von jeder Regierung bei Bedarf gefördert werden kann. Und doch wird er in den achtziger Jahren nur die Wohlfahrtsaufgabe der Rechtstendenz sein, das preiswerte Angebot für die Verlierer, die man einerseits im Glauben lassen muß, sie seien es selbst schuld, wenn sie es zu nichts gebracht haben, und denen man andererseits zubilligt, sich einzureden, die ganze Nation sei ebenso gedemütigt.

Auf breiter Front aber kommt die deutsche Fassung der Reagan-Revolution nicht in Schlesier-Trachten daher, eher mit Konfetti. Und wenn schon der Radezkymarsch gespielt wird, dann wenigstens in der Bearbeitung von Günter Noris. Die Parolen der Rechtstendenz sind den Gefühlen der verschiedenen Turnschuhgenerationen nach Möglichkeit angepaßt. Sie fordern nicht Unterordnung unter ein höheres Ganzes,

sondern freie Bahn dem, der aufs Ganze geht. Sie propagieren nicht Aufopferung, sondern streuen aus, nur der Versager sei auf staatliche Hilfe angewiesen, und ihnen wird die Abschaffung der Krankenkassen noch genauso selbstverständlich sein wie die der Steuerprogression.

Die *Wende* konnte gerade darum politisch vorankommen, weil sie auf eine geschlossene kulturelle Präsentation verzichtete, weil sie nationalistische Ausdrucksformen zuließ, aber nicht verbindlich machte, und sie kam ohne charismatischen Führer aus, weil die meisten Menschen einen solchen nicht verlangen. Die angoratragenden Bubis mit den Samsonite-Koffern, die *Ja zur Zukunft* sagen wollen, fühlen sich unter der Obhut des Bundeskanzlers wohl. Als Gewährsleute der Behändigkeit signalisieren die Kohls, Späths und Blüms beim Übergang zu neuen Technologien den Wandel ohne Bruch, gleichsam röhrende Hirsche über den Terminals der Datensysteme. Angst macht diese Zukunft auch den Ja-Sagern, nur verpassen wollen sie sie nicht. Die Konservativen sind für den Fortschritt, und der ist amerikanisch, vielleicht ist er sogar stratosphärisch.

Eine Synthese aus deutscher Tradition und amerikanischer Mission wird

in diesen Tagen Ronald Reagan versuchen, wozu er Hambach als Tribüne wählt. Vor einigen Jahren sprach am gleichen Ort Karl Carstens über die Demokratie, zu der auch er inzwischen gefunden hatte. Während der *deutsche* Präsident die *jüngeren Mitbürger* ermahnte, beim Protest gegen Raketen die Rechtsstaatlichkeit nicht zu vergessen, die doch die Frucht aller Hambacher Ideale sei, ist dem *amerikanischen* bei seinem Appell *An die deutsche Jugend* größerer Kampfegeist zuzutrauen. Nach Carstens Auffassung wirkten die Hambacher für die FDGO, die EG und die Wiedervereinigung, denn schließlich hatten sie 1832 die Freiheit, die antifeudale Zusammenarbeit europäischer Republiken und die nationale Einigung propagiert. Nach dieser Sprechprobe bei eingeschaltetem Mikro wird auch Reagan um Aktualisierungen nicht verlegen sein. Aus der Perspektive von Silicon Valley können die Freiheitsideale des Hambacher Fests auch zum *casus belli* im Endkampf gedeutet werden.

Womit ich wieder bei meinem Lateinlehrer bin, der die Farben von Hambach nicht beleidigt sehen wollte — als ob Ideale, die uneingelöst bleiben, allein darum schon unbegrenzte Haltbarkeit erlangten.

*Sie sagen, das mutet mich nicht an!
Und meinen, sie hätten's abgetan.*

Johann Wolfgang Goethe

Heinz-Joachim Heydorn

Bildung des Widerstands

Es ist Humboldt und einigen seiner Zeitgenossen vorgeworfen worden, daß sie den Versuch gemacht hätten, Politik durch Bildung zu ersetzen, um die gesellschaftspolitischen Probleme des Landes über den Bildungsprozeß zu unterlaufen und sie auf diese Weise zur Lösung zu bringen. So berechtigt diese Kritik prinzipiell ist, muß sie doch die Tatsache mit hineinnehmen, daß eine politische Lösung der gesellschaftlichen Probleme offenbar aussichtslos war, wie die anschließende Geschichte zudem beweist. Der Bildungsbegriff bot jedoch eine Möglichkeit des geistigen Widerstandes an; er vermittelte eine Aussicht, den Menschen aus seiner direkten Bedrückung herauszunehmen und für seine Zukunft auszurüsten. Dies geschieht über die Art und Weise, in der der Bildungsbegriff gefaßt und gegen seine Auflösung in bestehende Herrschaftsverhältnisse abgesichert wird. Was zeitlos und jenseitig erscheint, ist nichts anderes als ein Sicherungsraum des Menschen, innerhalb dessen er die Kraft gewinnt, einen erneuten Vorstoß in die ihn umgebende Wirklichkeit zu wagen, den Ausbruch aus der belagerten Festung. Dazu war es notwendig, die Bildungsinhalte der Elite zum Bildungsinhalt des ganzen Volkes zu machen, über die alten Sprachen eine Substantialität zu sichern, die sich schwer einvernehmen läßt, den Widerspruch über das Bewußtsein zu erfahren, ein Instrumentarium für die Selbstverteidigung zu vermitteln. Der Mensch sollte nicht untergehen und ausgeliefert werden, sondern inmitten einer Welt, in der »er erst sein Dasein gleichsam vernichten muß«, um er selbst sein zu können, das Gedächtnis an seine Heilung festhalten.

Bildung wird zur Antithese des Wirk-

lichen; sie entläßt den Menschen in den furchtbaren Kampf um sich selbst. Es ist die vorhandene Welt, mit ihren Machtstrukturen und ökonomischen Zwängen, mit der unendlichen Kraft ihrer Determination, die unvollendete menschliche Welt, die sich als ewig verhängen will. Diese Welt auf den Menschen hin zu verändern ist Aufgabe der Bildung, aber sie kann erst verändert werden, nachdem sie zum Objekt geworden ist, wenn sie ihrer Selbstverständlichkeit entkleidet wird. Ihre determinierende Kraft liegt eben in dieser Selbstverständlichkeit, mit der sie da ist und die Überlebensfähigkeit des Menschen von sich abhängig macht. Wo auch immer ausschließlich auf diese Welt hin gebildet wird, erhält die Bildung nicht nur den Charakter frühzeitiger sozialer Determination, sondern der Mensch wird über den Prozeß seiner Anpassung intellektuell paralytisiert. Die technologische Gesellschaft erfordert partielle, stets wechselnde rationale Anpassungsprozesse, sie ist Ausdruck vollendeter Partikularität, während das übrigbleibende Vakuum, der Mensch in seinem Verlangen, doch Mensch zu sein, von Irrationalismen besetzt wird. Der überkommene Begriff der Bildung erfährt dabei seine Auflösung; die Frage nach der Produktionseffizienz, nach der Integration des Menschen in den Funktionsprozeß der Gesellschaft, nach seiner maximalen Ausbeutung tritt allein in den Mittelpunkt. Damit wird auch die Widerstandskraft, die dem Bildungsbegriff innewohnt, gelöscht, die ihm innewohnende Frage nach der Totalität des Bewußtseins und seiner Befreiung; der Aufstand des Menschen wird blind, kannibalisch, gerät in seine eigene Perversion. Der industrielle Positivismus,

der heute die Bildungsinstitutionen funktionalisieren will, ist die reaktionäre Philosophie par excellence: Er verlangt das Gegebene als unveränderlich hinzunehmen, sich ihm zu unterwerfen, Mittel zu sein, das als Hoffnung erfahrene Leiden des Menschen auszulöschen. Dies ist nur möglich durch die Zerstörung des Bildungsinhalts der alten Eliten, statt diesen Inhalt für alle freizusetzen und gesellschaft-

lich zu reaktualisieren über die Trennung des Menschen von seiner partikularen Erscheinung. (...) Im »Litauischen Schulplan« wird nun das Bild dieses erwarteten Menschen entworfen: »Griechisch gelernt zu haben könnte auf diese Weise dem Tischler ebenso wenig unnütz sein, als Tische zu machen dem Gelehrten«; Bildung hat »ziemliche Gleichheit« zum Resultat.

Vor 150 Jahren starb Wilhelm von Humboldt. Der vorstehende Text ist einem Aufsatz Heinz-Joachim Heydorns (1916 - 1974) entnommen, der auf seiner Rede zum 200. Geburtstag Humboldts 1967 in der Frankfurter Universität basiert und 1973 erschien in »Studien zur Sozialgeschichte und Philosophie der Bildung II, Aspekte des 19. Jahrhunderts in Deutschland« (Hrsg.: Heinz-Joachim Heydorn, Gernot Koneffke), List-Verlag.

Thomas Neumann

Der Einzige und sein Eigentum

Es gibt politische Beziehungen friedlicher Koexistenz zwischen kapitalistischen und sozialistischen, einander im Inneren ausschließender Gesellschaften. Es gibt klassenübergreifende Initiativen, Bewegungen für Abrüstung, auch für Koexistenzfrieden, der unter allen Angeboten der wahrscheinlichste, jedenfalls historisch vernünftig ist. Es gibt die Möglichkeit, sich auf einen hochragenden Sockel zu stellen, um von dort wie der tote Christus vom Weltgebäude herab eine Rede zu halten, daß kein Gott sei, vielmehr die friedliche Koexistenz zwischen Lohnarbeit und Kapital die Bedingung der Sozialpartnerschaft von Sozialismus und Kapitalismus und die Friedensbewe-

gung Träger dieser Botschaft. Wenn es soweit ist, kann unterstellt werden, sind Zivilisation und Gattung, Nation und Menschheit, Erdball und Weltraum, Krupp und Krause gemeinsam bedroht, und Krause, der nichts als seine Ketten zu verlieren hat, bittet großmütig zu Tisch. Ein Bit trägt die Nachricht: Ja oder nein, alles, was darüber ist, das ist von Übel.

Die DVZ/tat hat Berthold Beitz, seit Jahrzehnten ein Freund guter Beziehungen zur DDR und Krupp nahestehend, eine Einladung der Friedensbewegung überreicht und ihm versprochen, im Falle seiner Erscheinung das Ambulatorium von Buttons und Plaketten unter den Rockaufschlag zu heften, die Krawatte anzulegen und selbst aus Verlegenheit nicht rot zu werden. Die Antwort steht noch aus. Das Einladungsschreiben liegt vor, DVZ/tat, 5. April 1985, S. 1:

»Niemand hat ein Interesse, daß die Mächtigen der Bundesrepublik die Überlebtheit ihrer Klasse an ihrer Unfähigkeit demonstrieren, die Gattungsfrage der Gegenwart, den Frieden, zu lösen. Lieber ist uns Beitz als Demonstrant oder Redner auf den Ostermärschen. Die Linke ist bereit, ihre gesellschaftspolitischen Zielvorstellungen zurückzustellen; sie braucht die Zusammenarbeit mit der anderen Seite nicht zu fürchten. Wenn es um den Erhalt der Zivilisation geht, ist der nationale Kompromiß nötig und gefordert.«

Und wo bleiben auf diesem mehrfachen Pfingstfest des nationalen Kompromisses mit der überlebten Klasse Rotstiftterror und Berufsverboteopfer, Rentenbetrug und Unternehmerwillkür, Wahlmanipulation und Monopressure, Miethaie und Revanchisten, die Birne Kohl, der Wirtschaftsgraf und die verflochte Republik? Nichts zu fürchten. Der seine Sinne dreifach verdeckende Chinaaffe und die überlebte Klasse machen Zivilisation.

Genau besehen bringt die Aufforderung die Probleme nicht allein durcheinander, sie treibt einer Lösung zu — bei aller Eile zwischen den Festivitäten zum 8. Mai kann man daran denken —, deren Unbrauchbarkeit historisch erwiesen und mit zwei Weltkriegen besiegelt ist. Burgfrieden und Arbeitsfront hießen die gattungsnahen Volksverbindungen, die angesichts der Weltraumrüstung wieder zur allgemeinsten Bestimmung des Bündnisses zu werden drohen; dialektische Auswürfe, die Menschen von anderen Spezies, Ameisen oder Rabenvögeln z. B., aber nicht von den eigenen Widersprüchen abzugrenzen vermögen.

Es könnte ja noch angehen, daß der eine oder andere 'Linke' bzw. die eine oder andere linke Institution, die Zivili-

sation im Auge, Wille und Vorstellung mäßigen; die 'überlebte Klasse' wird ihr Ziel, am Leben zu bleiben, nicht durch die Rückverwandlung in eine friedliche Gattungslarve aufstecken. Sie wird ihrem Beruf nachgehen, aus Geld mehr Geld zu machen. Und die davon aufs empfindlichste Berührten, die nicht von selbst sich der 'Linken' zurechnen, werden, stellte jene ihre gesellschaftspolitischen Ziele zurück, ihr Recht bei den Rechten suchen.

Der linke Großmut im Namen eines Bündnisses, das weder linke noch sonstige Eigentümer hat — es sei denn, die Logistiker machten die Strategie —, diese kostenlosen Einladungen und Versprechen sind grüne Reduktionen und von jedwedem Materialismus so weit entfernt wie Düring von Engels. Das SDI-Projekt der USA-Regierung, dem die High-noon-Gefühle zu danken sind, gibt ausreichend Stoff, über friedliche Koexistenzpolitik nachzudenken, auch auf 'der Linken', der Begriff und Sache mehrheitlich fremd sind. Das Projekt gibt aber ebenso reichlich Stoff, über die Lebensfähigkeit der 'überlebten Klasse' nachzudenken, die sich dergestalt aufrüstet. Sie ist, bedauerlicherweise, nicht an dem Punkt, wo die linke Aufforderung zum Tanz die letzte Hoffnung ist. Im Gegenteil stammt der ideologische Schmonzes, die gesellschaftspolitischen Ziele der 'Linken' zurückzustellen, von ihr; und schon das ist wirksam. Kann jemand die ritualisierten alltäglichen Appelle an den Sozialismus überhören, die revolutionären Ambitionen zu mäßigen?

Wem Leihmütter und Waldsterben den revolutionären Atem ebenso verschlagen wie Arbeitslosigkeit, der kann, wenn die Luft wiederkommt, mühelos zur Gattung übergehen. Ein zündendes Wort gibt das andere. Rettet die Seevögel.

Georg Fülberth

Proteus für die Frauen

Seine Selbstaufhebung wird der Kapitalismus nicht systemimmanent bewerkstelligen können. Über anderes läßt sich reden. Die Nahrungs- und Wohnungsfrage ist unter Beibehaltung des Privateigentums an den wichtigsten Produktionsmitteln nicht lös-, aber segmentierbar. Saubere Strände und gesunde Luft kann es gegenwärtig nicht überall geben, denn irgendwo muß der Dreck ja hin, zum Beispiel nach Bhopal. Je höher der Gipfel, desto weiter die Aussicht: Frankreich und Großbritannien können sich das abgasarme Auto noch kaum leisten, die USA haben es schon, der BRD ist's möglich. Es gibt Kapitalismus mit und ohne Folter.

Wer unten ist, hat weniger freie Auswahl. Dominiert der Imperialismus den Globus, drückt er auf die sozialistischen Gesellschaften, bestimmt das Tempo und die Themen, dann haben die reichsten kapitalistischen Staaten besseres Wasser als die Entwicklungsländer nicht nur, sondern auch als große Teile des Reiches des Bösen.

Ein Konservativer in den Vereinigten Staaten oder der Bundesrepublik muß

nicht allemal baumfeindlich sein, solange Folgelasten auf den Weltmarkt abgedrängt werden können. Auch als Friedensgönner ist er denkbar: Gelingt es, den Feind so zu überrüsten und ökonomisch abzuwürgen, daß er nicht mit einem Knall verendet, sondern mit einem Gewinsel — wäre denn das nicht ein bißchen Frieden à la Nicole?

Proteische Flexibilität empfiehlt sich auch in der Frauenfrage. Zweifellos kann diese als ein Stück Sozialpolitik begriffen werden: statt kommunaler Kindergärten und Altersheime wieder die Großfamilie, wo die Großmutter die Enkel betreut und die nicht berufstätige Ehefrau die Oma. Vorausgesetzt ist der vollverdienende Patriarch. So steht es im Lied von der Glocke. Ist der Glockenguß ohne besondere Männerqualifikation vom Heimcomputer aus zu steuern, gruppiert sich eine alte Ordnung ebenso um, wie wenn der Ernährer ständig arbeitslos zu Hause herumsitzt. Die Welt wird zum Heim in der Neuen Partnerschaft zwischen Mann und Frau.

Ich find's halb so schlimm und es kann mir genau so gehen, weil die Leute ja immer glauben, wenn einer nicht voll und ganz linientreu ist, gehört er zur zweiten Kategorie der Menschen.

Oskar Maria Graf, 13.11.1931

Gegen eine technikkritische Wende im Marxismus

Falsche Prämissen

Seit Beginn der 80er Jahre werden von Marxisten in der BRD neue Auffassungen vertreten, die die Einschätzung des technischen Fortschritts betreffen. Das Neue in diesen Einschätzungen besteht darin, daß die Großtechnik, die der Kapitalismus hervorbringt, als wesensmäßig kapitalistisch determiniert und deformiert beschrieben wird.

»Das bestehende Produktivkraftsystem, so wie es die kapitalistische Produktionsweise hervorgebracht hat..., trägt in seiner wissenschaftlich-technischen und in seiner stofflichen Gestalt (also im Maschinensystem) alle Merkmale dieser bornierten Zielsetzung des einzelkapitalistischen Profits. Die Technik ... ist damit der gebrauchswertmäßige Ausdruck des kapitalistischen Ausbeutungssystems.« (J. Goldberg in IMSF 84, S. 32) Der Kapitalismus sei Ursache und Triebkraft »einer Produktivkraftentwicklung, die zum Menschen und zur Natur ein prinzipiell ausbeuterisches Verhältnis hat.« (ebd., S. 33)

»Die Produktivkräfte haben ihre jeweiligen formationsspezifischen Triebkräfte — trotz gewisser Eigendynamik — welche auch in die stoffliche Beschaffenheit konstitutiv und prägend eingehen.« (Schwarz 83, S. 7) »Indem das Kapital die Produktivkräfte formiert, ist es dabei, diese zugleich zu deformieren.« (ebd., S. 7)

»Der in der BRD heute vorherrschende Entwicklungstyp von Technologie und Arbeitsorganisation ist auf der Grundlage von Konzernstrategien zur Profitmaximierung, Arbeitsplatzvernichtung, Krisenbewältigung, Herrschaftssicherung und Niederhaltung der arbeitenden Menschen entstanden und transportiert diese Strategien und ihre Verwirklichung immer effektiver.« (Voets 84, S. 4)

Van Haren vertritt die Auffassung, »daß die Technik wie das gesamte System der Produktivkräfte die Spuren der Produktionsverhältnisse in sich trägt, daß wir es somit mit einer kapitalistischen Determination, genauer: Deformation der Produktivkräfte zu tun haben.« (van Haren, in: DVZ/tat 47, S. 10)

Diese Auffassungen stehen in flagrantem Widerspruch zu den Marxisten. Es ist die Position von Marx, daß die *Produktivkräfte die Produktionsverhältnisse determinieren*; die Auffassung, daß die Produktionsverhältnisse umgekehrt die Produktivkräfte determinieren, ist damit unver-

träglich. Im 'Kapital' und in den 'Grundrissen' liefert Marx den Nachweis, daß der Kapitalismus Produktivkräfte hervorbringt, die in Widerspruch zu den kapitalistischen Produktionsverhältnissen geraten und die Basis einer neuen und höheren Produktionsweise bilden. Marx zeigt die 'Tendenz der großen Industrie' hin zu Arbeitsformen, die den handwerklichen überlegen sind; dabei geht es ihm immer darum, Tendenzen der *vorhandenen Produktivkräfte* (d. h. der vom Kapitalismus entwickelten Produktivkräfte) weiter und zu Ende zu denken. Im gleichen Zusammenhang zeigt Marx die Unsinnigkeit der 'romantischen' Kritik des Kapitalismus, die vom Standpunkt der untergehenden Produktivkräfte die moderne Entwicklung kritisiert.

Es besteht auch nicht der geringste Grund, von diesen Auffassungen Abschied zu nehmen. Im Gegenteil: Die Basistechnologien der neuen wissenschaftlich-technischen Revolution, Kernspaltung und Kernfusion, Gentechnik und Mikroelektronik bieten solche phantastischen Möglichkeiten, wie sie bisher noch nie in der Geschichte bestanden. Gerade die Mikroelektronik bietet Chancen für eine Arbeit, die im Kern von Marx schon konzipiert wurde: Arbeit als wissenschaftliche Tätigkeit, der Mensch tritt neben den Produktionsprozeß, er regelt und kontrolliert die Arbeit, wechselt die Arbeit mehrfach während seines Lebens, Einheit von Arbeit und Lernen, die Arbeitszeit ist quantitativ reduziert, physisch belastende Arbeit ist verschwunden. Diese ganze Konzeption schließt logisch aus, daß die materiellen Produktivkräfte vom Kapitalismus wesentlich deformiert werden; dann könnten sie niemals Basis einer höheren Produktionsweise sein. Diese Konzeption schließt nicht aus, daß die Produktivkräfte vom Kapital für seine Zwecke *genutzt* werden; dies betrifft nämlich die materielle Gestalt der Produktivkräfte gar nicht.

Es ist an der Zeit, daß der Tendenz zu einem 'technikkritischen Marxismus' entgegengetreten wird. Es ist an der Zeit, diese verhängnisvolle Wende des BRD-Marxismus zu bekämpfen und die Fortschrittlichkeit des Produktivkraft-Systems zu beweisen. Das schließt eine Analyse der 'Spuren' keineswegs aus, die die Produktionsverhältnisse im System der Produktivkräfte hinterlassen; aber es muß ausgeschlossen werden, daß diese Analyse von falschen Prämissen ausgeht.

Unüberhörbar eine Tendenz gegen Planung

Die beschriebene Tendenz zu einem 'technikkritischen Marxismus' beschränkt sich nicht nur auf die allgemeine Techniktheorie. Die gesamte Computertechnik ist mittlerweile ins Schußfeld der 'Kritik' marxistischer Autoren geraten. Dabei geschieht Ungeheuerliches: Ein gewisser R. Steinhau bringt es fertig, sich bei seiner Analyse und 'Kritik' der Computertechnik auf F. G. Jünger, den Ober-Guru der reaktionären Zivilisationskritik, zu berufen. (Steinhau in Holzer 84, S. 98ff., S. 111) Einmalig in einem marxistischen Werk ist auch die Kritik der »Verrohung und Vereinsamung der Menschen durch steten Umgang mit toter Materie und kalter Logik«. (ebd., S. 113) Derartige Ausfälle hatte man bisher Obskurantisten und Hinterwäldlern überlassen.

Solche skandalösen Entgleisungen sind aber leider nur die Spitze des Eisbergs. Die neuen Informationstechnologien werden letztlich abgelehnt. (vgl. z. B. Betz in Holzer 84, S. 247 ff.) Einseitige und falsche Darlegungen zu Btx, absurde Argumente gegen die Glasfaserverkabelung und für die Beibehaltung getrennter Netze, Übernahme völlig falscher Begriffe wie 'großtechnisches Zwangssystem', 'elektronischer Totalitarismus', vor allem aber: Unterschlagung der progressiven Möglichkeiten, die mit den neuen Techniken verbunden sind.

Man stelle sich doch einmal eine vollverkabelte BRD vor, wo über ein Kabel (Glasfaser) Sprache, Daten, Texte, Bilder übertragen werden können. Die Universalität der Kommunikation könnte zu einer weitgehenden geographischen Dezentralisierung der Industrie führen; dank allseitiger Kommunikation (bis hin zu Bildschirmkonferenzen) könnten beliebige Informationen ausgetauscht werden. Eine physische Präsenz vor Ort wäre nur noch in wenigen Fällen erforderlich. Kleinere Niederlassungen von Unternehmen (direkt am Wohnort) würden die Arbeitskräfte beschäftigen. Das Verkehrsaufkommen könnte drastisch gesenkt werden. Die Arbeitsplätze wären multifunktionale Bildschirmarbeitsplätze, wo alle Kommunikationsmöglichkeiten der öffentlichen Netze zur Verfügung stünden (Teletex, Btx, Telefax, DFÜ, Bildtelefon, Bildschirmkonferenzen). Diese Arbeitsplätze würden eine Vielzahl technischer Komponenten besitzen, die allseitige technische Qualifikationsmöglichkeiten bieten würden.

Man stelle sich ferner vor: Die privaten wirtschaftlichen Aktivitäten (Einkauf, Kontoführung, Urlaub, Reisen) würden über Btx (oder vergleichbare Medien) abgewickelt. Was heute als Gefahr einer 'Benutzerdatei' und als Risiko des Erstellens von 'Benutzerprofilen' kritisiert wird, wäre unter sozialistischen Vorzeichen die ideale Voraussetzung einer flexiblen Planung. Das Konsumentenverhalten wäre regional und zentral exakt erfassbar, und das ohne zeitliche Verzögerung. Das Angebot an Gütern und Dienstleistungen könnte so — ohne Dazwischenkunft des Marktes — der Nachfrage nach Gütern und Dienstleistungen optimal entsprechen.

Statt solche progressiven Möglichkeiten herauszuarbeiten, allerorts pure Ablehnung. Auch auf dem Gebiet der elektronischen Massenmedien 'Kritik' auf der Linie C. Eurich und anderer Konjunkturritter. »...wird den Werktätigen und ihren Familien mit dem Einsatz der Informations- und Computertechnik im Bereich der elektronischen Massenmedien (Bildschirmtext, Kabel- und Satellitenfunk, Video, Bildplatte und auch 'Heimcomputer') eine sozial- und individualpsychisch kaum noch handhabbare Ausweitung der 'Freizeitkommunikation' ... oktroyiert.« (Holzer 84, S. 7) Was für eine Anthropologie steckt denn hinter solchen Aussagen? Es ist dies eine Anthropologie der begrenzten menschlichen Fähigkeiten, nicht eine Anthropologie der Gesellschaftlichkeit und universellen Entwickelbarkeit der Menschen.

Statt sich in der Manier abgehalfterter Altphilologen zu äußern, käme es darauf an, zu zeigen, wie der Kapitalismus diese Techniken mißbraucht, käme es darauf an, die neuen Techniken gegen ihre kapitalistische Anwendung zu fordern: für Glasfaser-Verkabelung, gegen die unnötige Kupferkabel-Verkabelung, gegen die Aushöhlung des Fernmeldemonopols der Post, gegen Teilprivatisierung von Netzen, für mehr Fernsehpro-

gramme und gegen Privat-Fernsehen, für den stärkeren Einsatz von Computern im Kindergarten und in der Schule sowie im Freizeitbereich, für fortschrittliche Programmiersprachen in diesem Bereich wie LOGO und PASCAL, gegen miserable Programmiersprachen wie BASIC, für den Einsatz der Video-Technik in der Ausbildung usw.

Obwohl die Kritik der Personalinformationssysteme (PIS) noch am ehesten ein Fundament in der Sache hat, ist die darauf bezogene Argumentation übertrieben und irreführend. Gerade die quer durch die entsprechende Literatur anzutreffenden einschlägigen 'Beispiele' zeugen davon, daß ihre Urheber von der Realität der kapitalistischen Großbetriebe null Ahnung haben. Nicht einmal die kapitalistischen Manager sind so verrückt, sich ihr Urteil über die Lohnabhängigen aufgrund von obskuren Daten aus dem Kantinenabrechnungssystem zu bilden. Auch hat sich in diesen Kreisen herumgesprochen, daß bei jeder nicht rein repetitiven Tätigkeit am Bildschirm Daten z. B. über Tastenanschläge, Programmstarts, Bildschirm-Maskenabarbeitung u. ä., die erfaßt werden könnten, wenig bis gar nichts über die Leistung des Betreffenden aussagen.

Irreführend ist die entsprechende Argumentation deshalb, weil sie im Kern auf die Behauptung der prinzipiellen Unkontrollierbarkeit von PIS durch die Betroffenen hinausläuft. (vgl. Seib in Holzer 84, S. 131 ff.) Das ist offensichtlich unsinnig. Es ließe sich natürlich eine Version von PIS etablieren, bei der z. B. alle Auswertungen von Personaldaten nicht nur mitbestimmungspflichtig sind, nicht nur der Zweck der jeweiligen Auswertung angegeben werden müßte, sondern alle Auswertungen mitgeloggt, zusätzlich gespeichert würden, so daß die Betriebsräte durch diese Logdatei jederzeit über alle Aktivitäten des Management informiert wären. So etwas ließe sich schon unter dem Kapitalismus durchsetzen. Welche progressiven Möglichkeiten unter sozialistischen Bedingungen mit PIS verbunden wären, habe ich schon in 'Mikroelektronik und Klassenkampf' (DVZ/tat 11/84, S. 10) erwähnt.

Die Redereien gegen PIS haben unüberhörbar eine Tendenz gegen Planbarkeit, mithin gegen ein sozialistisches Prinzip. Daß dies so ist, wurde im Zusammenhang mit dem Volkszählungs-Boykott überdeutlich — und von den Linken weitgehend übersehen. Ich meine, daß die Volkszählungs-Boykott-Bewegung eine innerbürgerliche Oppositionsbewegung mit einem kleinbürgerlichen Anhängsel war. Vertreter des BRD-Kapitals wie Benda haben gegen die Volkszählung Stellung genommen; die FAZ war nur aus Gründen der Staatsräson für die Durchführung der Zählung. (vgl. dazu Baumann, Priester in Holzer 84, S. 178) H. Fisser, geschäftsführender Gesellschafter der Bayerischen Grundstücksverwertung, sagte in einem Leserbrief in der 'Zeit' (15.4.83, S. 14) »Von den dafür Verantwortlichen wird die Volkszählung unter anderem damit begründet, daß sie für die Wirtschaft und insbesondere für die Wohnungswirtschaft unerlässlich sei, um Fehlinvestitionen in Milliardenhöhe zu vermeiden. Will man keine Planwirtschaft, bei der vom Staat Investitionen und Programme gelenkt werden... ist diese Begründung für die Volkszählung falsch und unsinnig. ... Vielmehr könnten sie (die Fragebögen — WRL) zur noch stärkeren Durchleuchtung des einzelnen dienen. In Verbindung mit anderen Daten machen sie uns durchsichtiger als Glas.«

Das linke Handwerkermodell

Nicht nur die von einem beträchtlichen Teil westdeutscher Marxisten vertretene Auffassung zum Verhältnis Produktivkräfte — Produktionsverhältnisse, zur Entwicklung der Produktivkräfte, speziell der Technik, ist fehlerhaft; auch der von der kleinbürgerlichen Zivilisationskritik übernommene Begriff der 'alternativen Technik' ist falsch und irreführend.

Marxistische Autoren lehnen *nicht* die Großtechnik ab; aber sie halten einen 'anderen Typ' von Großtechnik für möglich. »Wenn es eine Technik gibt, welche dem sozialen Verhältnis zwischen Lohnarbeit und Kapital stofflich entspricht, muß eine Technik denkbar sein, welche dem sozialistischen Produktionsverhältnis gegenständlichen Ausdruck verleiht.« (Schwarz 83, S. 8) »Sie (die Produktionsverhältnisse — WRL) bestimmen... die Qualität der Produktivkraftentwicklung. ... sie bilden ... sogar einen bestimmten Typ von Produktivkräften.« (van Haren, DVZ/tat 47, S. 10) Nach diesen verwegenen Ideen gäbe es einen 'kapitalistischen' und einen 'sozialistischen Typ von Produktivkräften'.

Es ist kein Wunder, daß auf diesem Gebiet nur 'Thesen' und 'allererste Andeutungen' produziert werden, daß besonders bedeutungsschwangere Worte benutzt werden, daß man sich in Andeutungen ergeht, daß hundertfach 'tendenziell' gesagt wird und daß letztlich unklar und ungenau argumentiert wird. Die ganze Denkrichtung ist nämlich ein Holzweg. Es ist rational keine Großtechnik vorstellbar, die auf anderen Prinzipien als auf den unter dem Kapitalismus entstandenen beruht. Und das sind zumindest die folgenden:

1) *Ökonomisierung*: Jede technische Lösung soll die Abläufe beschleunigen, das Gesetz der Ökonomie der Zeit soll optimal ausgenutzt werden. Implizites Ziel jeden technischen Tuns ist die Steigerung der Arbeitsproduktivität.

2) *Mechanisierung*: Jede technische Lösung beruht letztlich auf der Übertragung physischer und psychisch-geistiger Arbeitsleistungen auf Maschinen und Anlagen.

3) *Wissenschaftlichkeit*: Jede technische Lösung beruht auf der Anwendung und Transformation natur- und sozialwissenschaftlichen Wissens. Technik ist zweckmäßige Anwendung nomologischer Wissenschaft.

4) *Funktionalität*: Technik ist immer ein Lösungsweg für ein technisch definiertes Problem, ein Verfahren zur Erreichung technikimmanenter Ziele. Dabei gibt es immer Alternativen. Einziges Kriterium zur Beurteilung dieser Alternativen ist die Funktionalität des jeweiligen Lösungswegs für das technische Ziel. Jedes technische System besitzt daher neben der Benutzer-Schnittstelle (BSS) einen funktional-konstruktiven Komplex (FKK), der einzig im Hinblick auf die Erreichung des technischen Ziels definiert ist.

Kapitalistische Konkurrenz wie sozialistische Planung führen dazu, daß diese Prinzipien in der Realität wirksam werden. Der funktional-konstruktive Komplex (FKK) ist in Kapitalismus und Sozialismus identisch. Aus diesem Grunde herrschen Handelsbeziehungen und Beziehungen technischer Kooperation zwischen kapitalistischen und sozialistischen Ländern. Aus diesem Grunde kauft die DDR Fertigungsanlagen für Autos

komplett in der BRD ein; aus diesem Grunde kauft die SU fertige Computersysteme im Westen. Aus diesem Grunde sind in Ost und West Chips und nicht Röhren die Grundbausteine des Computers; denn Chips entsprechen besser als Röhren den Prinzipien der Funktionalität und der Ökonomie der Zeit.

Die Theorie von der 'alternativen Technik' ist auch aus einem anderen Grunde irreführend. Die vom Kapitalismus hervorgebrachte Großtechnik ist nämlich die 'Alternative'. Ganz 'allgemein' gesprochen ist das der *Grundgedanke des Marxismus*. M. E. gilt das aber auch 'konkret', gilt dies auch hinsichtlich der konkreten Arbeitstätigkeiten. Freilich muß man, will man das verstehen, mit einigen Annahmen der hierzulande verbreiteten Industriesoziologie brechen. Das Grundkonzept dieser Industriesoziologie, der auch noch Kern/Schumann in »Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein« partiell verhaftet bleiben, ist das 'Handwerker-Modell': handwerkliche Arbeit oder, etwas abgemildert, die Tätigkeit des traditionellen Facharbeiters, sind Bezugspunkt für die Beurteilung der Mechanisierung. Dieses Modell, das auch von den Gewerkschaften übernommen worden ist, führt oft dazu, über den Zerfall traditioneller Qualifikationen zu lamentieren, ohne die mit der Technisierung verbundenen neuen Qualifikationen oder zumindest Qualifikationsmöglichkeiten herauszuarbeiten. Man vergleiche dagegen, wie Marx den Zerfall handwerklicher Arbeit in Manufaktur und Fabrik analysierte: statt dies zu bedauern und statt den Handwerker zu idealisieren, arbeitete Marx die Schranken handwerklicher Arbeit heraus und das Entstehen neuer Tätigkeitsformen, zu denen sich die handwerklichen verhalten wie ihre Karikatur. Viele der neuen, sich links und marxistisch gebenden Veröffentlichungen liegen dagegen auf der 'Handwerker-Linie', wenn nicht gar auf einer noch schlimmeren Linie. (sh. z. B. in Holzer 84, S. 56 ff., S. 77 ff.)

M. E. haben Marxisten in diesem Zusammenhang zwei Aufgaben. Erstens geht es darum herauszuarbeiten, daß die Großtechnik tatsächlich Fortschritte bringt. Dies gilt nicht nur für den Abbau physischer Belastungen; dies gilt vielmehr auch hinsichtlich des Entstehens neuer Qualifikationen, die vornehmlich technischer Natur sind. Solche neuen Anforderungen verbergen sich allzuoft hinter der Phrase von der 'zunehmenden nervlich-psychischen Belastung'. So wie das normalerweise definiert wird, drückt sich auch *anspruchsvollere Arbeit* in 'zunehmender nervlich-psychischer Belastung' aus. Marxisten müßten solche anachronistischen Konzepte kritisieren, statt sie nachzuplappern.

Zweitens müßten die Umstrukturierungen, die im Kapitalismus gefordert werden, großtechnischen Lösungen angemessen sein. Das ist aber leider nicht der Fall. An einem Beispiel soll dies erläutert werden. Seit geraumer Zeit taucht die Idee der 'Werkstattprogrammierung von CNC-Maschinen' mit besonderer Penetranz als 'alternative Technik' in der marxistischen Literatur auf. Zunächst einmal ist das keine 'Alternative', sondern eine ohnehin im Einsatz befindliche Systemversion der CNC-Technik. Zum zweiten: Wenn das eine Alternative sein soll, dann dürfte es nicht mehr lange dauern, bis die entsprechenden Theoretiker die Werbe-Slogans der PC-Hersteller nachplappern. Denn auch diese locken mit 'intelligenten' Arbeitsplatz-Computern, die vom Sachbearbeiter programmierbar

sind und die von den zentralen EDV-Abteilungen unabhängig machen sollen. Hier wie bei der 'Werkstatt-Programmierung' von CNC-Maschinen ist aber drittens der entscheidende Gesichtspunkt, daß hochkomplexe Programm-Systeme nicht mal eben vom Sachbearbeiter am Schreibtisch oder vom Maschinen-Arbeiter in der 'Werkstatt' entwickelt werden können. 'Werkstatt-Programmierung' steht einerseits auf einer Krücke, andererseits auf dem Pferdefuß des 'Handwerker-Modells'. Meiner Ansicht nach ist die entscheidende Änderung, die von fortschrittlichen Kräften hier bewirkt werden müßte, die Einbeziehung der Beteiligten in die Systementwicklung. Eine solche Einbeziehung hat zwei Aspekte, einen strukturellen organisatorischen und einen technischen. Der erste Aspekt bezieht sich auf die organisatorische Einbeziehung der Betroffenen. Dies ist in der Sache leicht durchführbar, wenn auch nur gegen den Widerstand des Kapitals. Der zweite Aspekt bezieht sich auf die Schaffung der technischen Voraussetzungen für eine effektive Einbeziehung der Anwender in die Systementwicklung. Dies bedingt eine Weiterentwicklung des Requirement-Engineering hin zu Formen der Anforderungs-Definition, die von Sachbearbeitern, die ein Sachgebiet kennen, aber keine EDV-Kenntnisse haben, geleistet werden kann. Methoden und Werkzeuge der Software-Entwicklung müßten so verfeinert werden, daß die Sachbearbeiter in einer ihnen vertrauten Anforderungs-Definitions-Sprache das gewünschte System formulieren können. Hier wie immer besteht die 'Alternative' in der Fortsetzung bereits vorhandener technischer Trends des Kapitalismus, hier in der Weiterentwicklung des Software-Engineering.

Das letzte Beispiel lenkt die Aufmerksamkeit auf einen weiteren Punkt. Die Konzentration auf die (angeblich 'deformierte') Technik als Ursache der untergeordneten Stellung der Lohnabhängigen im realen Arbeitsprozeß und die entsprechende Fixierung auf 'alternative Technik' verstellen den Blick für die relative Autonomie der Arbeitsorganisation oder besser: für die Existenz des Bereichs der 'Strukturellen Arbeits-Organisation' (SAO) als Teil der organisatorischen Produktivkräfte (OPK), welcher durch die Produktionsverhältnisse beeinflusst wird. In der Tat sind die Entscheidungs-Struktur im unmittelbaren Bereich der Arbeit, die Einflußmöglichkeiten, die Partizipationschancen am technischen System, die Arbeitsqualifikation und anderes mehr stark durch die organisatorischen Produktivkräfte (OPK) geprägt und keineswegs direkter Reflex des technischen Produktivkraft-Systems (TPK). Soweit hier die strukturelle Arbeits-Organisation (SAO) wirkt, kommen auch Strukturen der Produktionsverhältnisse zur Geltung. Beispielsweise läßt sich nachweisen, daß die Arbeitsqualifikationen in sozialistischen Ländern bewußt nicht an das technisch unbedingt Erforderliche angepaßt werden. Auch aus diesem Grunde sind bei gleichem technischen Niveau der Produktion die Arbeitsqualifikationen in sozialistischen Betrieben höher als in kapitalistischen.

Die organisatorische Gestaltbarkeit der Produktions- und Verwaltungsarbeit findet ihre Grenzen einmal im technischen Produktivkraft-System (TPK), zum anderen in der technischen Arbeitsorganisation (TAO). Die Technik determiniert i. B. die Arbeitsfunktionen, die organisatorisch gestaltet werden können. Im Umfeld einer CNC-Maschine beispielsweise fallen — technisch bedingt — Funktionen wie Programmieren, Bedienen,

Warten usw. an. Wie diese technischen Arbeitsfunktionen zu tätigkeitsrelevanten Aufgaben 'gebündelt' werden, darüber entscheidet die Arbeitsorganisation. Es läßt sich nur das organisieren, was technisch vorhanden ist. Zweitens muß die Arbeitsorganisation den Prinzipien der Funktionalität (Zielerreichung) und der Ökonomisierung (Optimierung, Ökonomie der Zeit) entsprechen. Das setzt der arbeitsorganisatorischen Gestaltbarkeit (ziemlich enge) Grenzen. Solche Prinzipien sind Erfordernisse der technischen Arbeits-Organisation (TAO); dieser Apparat ist es, den Lenin vom Kapitalismus übernehmen und nicht zerschlagen wollte (vgl. Lenin 1917, S. 461). Die 'Verunstaltungen' durch den Kapitalismus, von denen Lenin redet (vgl. ebd. S. 461/2), betreffen dagegen die strukturelle Arbeits-Organisation (SAO); dieser Apparat ist es, der unter dem Sozialismus und partiell bereits im Kapitalismus Umgestaltungen erfährt.

Die 'Alternative' liegt also nicht auf dem Gebiet des technischen Produktivkraft-Systems (TPK), sondern auf dem der organisatorischen Produktivkräfte (OPK), speziell der strukturellen Arbeits-Organisation (SAO). Dies bedeutet zum einen, daß bei gleicher Technik die strukturelle Arbeits-Organisation (SAO) unterschiedlich gestaltet sein kann. Zum zweiten bedeutet dies, daß eine veränderte strukturelle Arbeits-Organisation (SAO) den Einsatz anderer Techniken nach sich ziehen kann. Die Ablösung der Fließbandfertigung durch bestimmte Formen 'ganzheitlicher' Montage führte auch zum Einsatz anderer Techniken (bspw. Einbau von Puffern für die Werkstücke an Montagebändern, flexiblere Zuführung von Werkstücken über entsprechende Führungsschienen für Hängebandträger u. ä. m.). Dabei handelt es sich um *andere* Techniken, nicht um *alternative* Techniken. In der Regel handelt es sich um die Ergänzung der technischen Systeme um Techniken, die längst bekannt sind, oder um Modifikationen des vorhandenen technischen Systems, die dessen interne Funktionsweise überhaupt nicht berühren. Die durch veränderte strukturelle Arbeits-Organisation (SAO) induzierten Änderungen betreffen in aller Regel nicht die technischen Lösungsprinzipien des technischen Systems, betreffen nicht den funktional-konstruktiven Komplex (FKK), sondern berühren die Benutzer-Schnittstelle (BSS), die Bedienungs-Seite des technischen Systems.

Auf dieser Ebene gibt es tatsächlich technische Alternativen, aber keine 'alternative Technik'. In diesem Zusammenhang von 'alternativer Technik' zu reden, beweist nur, daß man keine klaren Begriffe hat. Der Kern der Sache besteht darin, daß gleiche technisch-konstruktive Lösungen sehr unterschiedliche Benutzer-Schnittstellen (BSS) haben können; eine Veränderung der letzteren gemäß ergonomischer und persönlichkeitsfördernden Gesichtspunkten betrifft in aller Regel nicht den funktional-konstruktiven Komplex (FKK). Man nehme beispielsweise ein Software-Produkt zur Auftragsabwicklung. Eine funktional-konstruktive Lösung in einem solchen Programmkomplex wäre ein Algorithmus zur Errechnung des Auftrags-Werts, der sich aus der Formel $AUFTR-WERT : = AUFTR-WERT + (MENGE * PREIS-POSITION * FAKTOR)$ ergibt. Dieser Algorithmus enthält überhaupt keine Festlegung hinsichtlich der Darstellung der Elemente und Ergebnisse dieser technischen Lösung in Bildschirm-Masken oder auf Listen, mit denen der Benutzer konfrontiert ist. Alternativen auf diesem Gebiet beruhen auf der stärkeren oder geringeren Berücksichtigung

der Ergonomie und Persönlichkeitsförderlichkeit von Software und Hardware. Alternativen auf diesem Gebiet implizieren zwar andere technische Gestaltungen, aber sie berühren den funktional-konstruktiven Komplex (FKK) und dessen konstitutive Prinzipien nicht. Aus diesem Grunde ist es sehr verwegen, von einer 'alternativen Technik' zu reden.

Ein weiterer Punkt ist, daß die technische Entwicklung selbst hin zu einer komfortableren Gestaltung der Benutzer-Schnittstellen (BSS) tendiert. Bei annähernd allen technischen Entwicklungen kann man deutlich zwei Phasen unterscheiden: eine erste Phase, in der sich die Entwicklung auf den funktional-konstruktiven Komplex (FKK) konzentriert; die Benutzer-Schnittstelle (BSS) ist hier vollkommen unterentwickelt; und eine zweite Phase, in der nach Lösung der funktional-konstruktiven Probleme die Benutzer-Schnittstelle in den Vordergrund rückt. Dies nicht etwa, weil die Kapitalisten menschenfreundlich würden, sondern weil ab einem bestimmten Punkt der Rationalisierungseffekt einer Technik von deren Akzeptanz und damit vom Komfort der Benutzer-Schnittstellen (BSS) abhängt.

Die Wiedergeburt des Funktionalismus

Daß man den unsinnigen Theorien von der 'alternativen Technik' hilflos bis wohlwollend gegenübersteht, ist freilich kein Wunder. Für die Linke in der BRD gilt, daß sie stark durch die 68er Ideologie geprägt ist. Und es ist ein Charakteristikum dieser Linken, daß sie auf den Kampf gegen den Antitechnizismus fast vollständig verzichtet hat. Seit 1968 wird so getan, als sei die bürgerliche Ideologie eo ipso 'positivistisch', wird unterschlagen, daß es eine zweite lebensphilosophisch-zivilisationskritische Richtung der bürgerlichen Ideologie immer gegeben hat und weiterhin gibt, ja daß diese zweite Richtung viel bedeutender und typischer ist für das bürgerliche Denken als die positivistische Strömung.

Diese Ignoranz ist natürlich eine Fern- und Tiefenwirkung der 68er Ideologie. Denn die 68er Ideologie hat nicht nur diese zweite Seite der bürgerlichen Ideologie weitgehend unterschlagen, hat nicht nur eine verfehlte Kritik des Positivismus geliefert und dessen fortschrittliche Tendenzen geleugnet, sondern sie ist selbst auch latent industrie- und technikkritisch. In der ökologistischen Zivilisationskritik der 70er und 80er Jahre ist diese Industrie- und Technikkritik manifest geworden. Das gesamte geistige Klima war von den antiautoritären Ideologen vorbereitet worden. Bedingt durch die ideologischen Homologien erfolgte das massenhafte Ergründen der 68er Ideologen. Einige, wie R. Schwendter, mußten nur ihre miesen Gedanken von damals neu auflegen; andere, wie Dutschke, Cohn-Bendit, Dinne, Reents usf. mußten erst einige ideologische Verrenkungen vollziehen, ehe sie im Grünspan ihr Zuhause fanden.

Die ökologistische Zivilisationskritik macht aber nicht nur Tendenzen manifest, die vorhanden waren; sie vollzieht auch auf breiter Front die Annäherung an die konservative Ideologie. Man beachte, daß nicht nur I. Illich, sondern auch F. G. Jünger und L. Mumford zu den ghost writern des grün-alternativen Denkens gehören. Man beachte, daß die grün-alternative Ideologie nicht an bestimmte Interpretationen des Marxismus anknüpft.

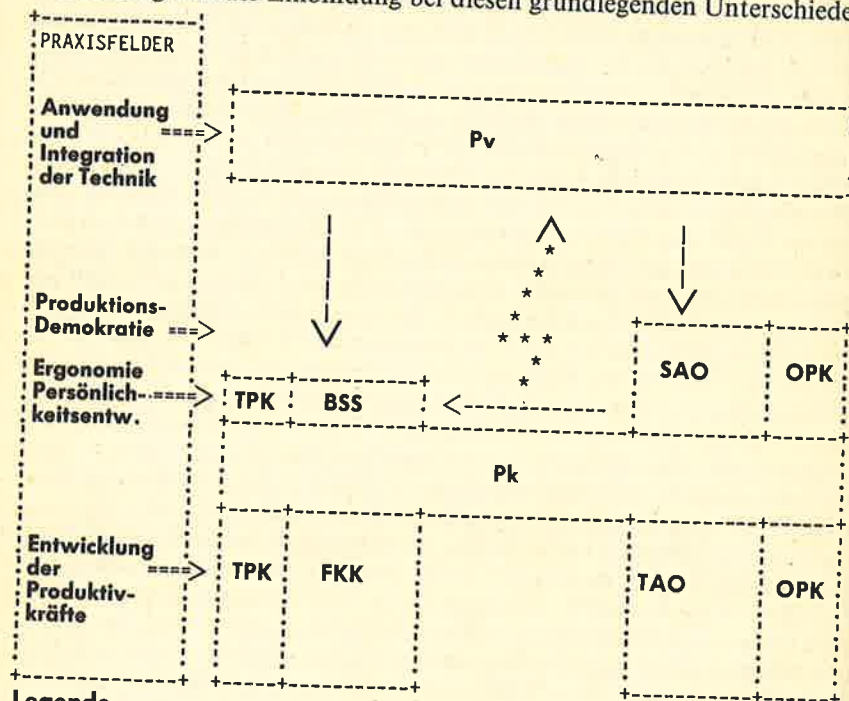
Die 'Philosophie der Grünen' hat ein anderes Fundament. Und dieses Fundament ist letztlich eine bestimmte Variante des Konservativismus. Man vergleiche die philosophischen Ideen der 68er Bewegung (A. Schmidt, O. Negt, H. J. Krah) mit der 'Philosophie der Grünen' von M. Maren-Grisebach (oder mit philosophischen Erörterungen ähnlichen Kalibers). Dazwischen liegen philosophische Welten, und der Kern des Unterschieds ist, daß nicht mehr der Marxismus Anknüpfungspunkt für das Philosophieren ist, sondern eine humanistische Variante des Biologismus. Nicht mehr der (wie auch immer anthropologistisch fehlinterpretierte) historische Materialismus ist Ansatz der Gesellschaftskritik, sondern ein äußerst fragwürdiger 'Sozialökologismus' (Maren-Grisebach 82, S. 43 ff.), der sich an biologischen Gleichgewichts- und Wachstums-Modellen orientiert, und der zumindest bei Mumford sozial reaktionäre Konsequenzen hat. Mumfords Vorstellungen vom 'wahren menschlichen Leben' erinnern frappierend an die harmonisierenden Grundbegriffe der funktionalistischen Soziologie: Die Stabilität, Kontinuität, das dynamische Gleichgewicht und die Selbstergänzung seien die Voraussetzung der 'Kreativität' und der Fähigkeit, die gegebenen Bedingungen 'in äußerst großen Intervallen' zu 'überschreiten'. (Mumford 74, S. 782) Daraus resultiert auch die Absage an jedes fortschrittliche Denken: »...die Grundidee des fortschrittlichen oder avantgardistischen Denkens — die Vergangenheit muß zerstört werden — (enthüllt sich) als perverse Vorstellung, aus Ignoranz oder Gleichgültigkeit dem Phänomen des Lebens gegenüber geboren.« (ebd., S. 781)

Damals wie heute wird der Kampf gegen solche Tendenzen sträflich vernachlässigt. Um nur ein Beispiel zu nennen: Die skandalöse Laudatio von E. Gärtner auf R. Jungk. (DVZ/tat 19, S. 3) Wie kann man es denn über sich bringen, diesen Mann, der völlig falsche Ansichten vertritt, durchgängig zu loben. Wie kann man denn verschweigen, daß Jungk in 'Die Zukunft hat schon begonnen' den 'Griff nach dem Atom' letztlich als Eingriff in Gottes Schöpfung bekämpft; wie kann man denn die absurde These vom 'Atomstaat' als 'nur teilweise begründet' verharmlosen; wie kann man denn Jungks Berichte über absolut anachronistische 'Alternativen' in 'Der Jahrtausendmensch' auch noch positiv referieren?

Aber es geht ja nicht nur um Jungk. Das ganze Zugehen auf die 'Alternativbewegung' ist m. E. äußerst problematisch. Es ist doch geradezu lächerlich, in solchen Betrieben wie der Arbeiter-Selbsthilfe (ASH)-Kreismühle, in denen 48 Stunden die Woche mit primitiven und veralteten Maschinen gearbeitet wird, wobei weder Tariflöhne noch Sozialversicherung noch Urlaubsanspruch gewährleistet sind, also alle Errungenschaften der Arbeiterbewegung im Kapitalismus fehlen, eine 'Alternative' zum kapitalistischen Großbetrieb zu erblicken. Und es ist direkt absurd, wenn man solche politischen Projektmacher und ökonomischen Bankrotteure mit der Genossenschaftsbewegung in einem Atemzug nennt. (vgl. IMSF 84, S. 141 ff.) Völlig unverständlich aber ist es, wenn A. Sörgel — unter Vernachlässigung der zentralen Differenz zwischen Marxismus und 'Alternativbewegung' — eine 'Einbindung' der 'Alternativbewegung' fordert nach dem Motto: wir unterstützen eure 'alternativen' Projekte, dafür unterstützt ihr bitteschön unseren Kampf um die politische Macht (ebd. S. 155 ff.).

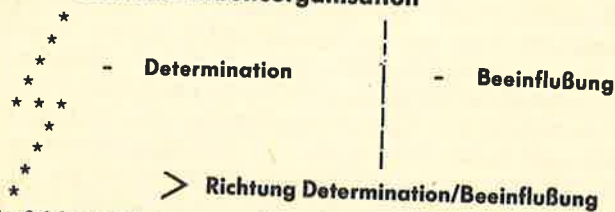
»...es gibt eine zentrale Differenz zwischen 'Traditionsmarxisten' und

Grün-Alternativen: Ist die Veränderung der Erwerbsarbeit heute noch Basis aller anderen Veränderungen, auch wenn man deren relative Selbständigkeit anerkennt, oder ist die Basis von Veränderungen die Wegorientierung von der Arbeitsgesellschaft? Und deswegen ist auch Angelina Sörgels Vorstellung von der Einbindung bei diesen grundlegenden Unterschieden



Legende

Pv = Produktionsverhältnisse Pk = Produktivkräfte TPK = Technisches Produktivkraft-System OPK = Organisatorisches Produktivkraft-System FKK = Funktional-konstruktiver Komplex BSS = Benutzer-Schnittstelle SAO = Strukturelle Arbeitsorganisation TAO = Technische Arbeitsorganisation



völlig fehl am Platze. ... es kann nur darum gehen, vom traditionellen Bereich aus Hegemonie zu erringen.« (M. Menard in IMSF 84, S. 193) M. E. käme es gerade darauf an, diese Differenz herauszuarbeiten und die falsche Ideologie und Politik der 'Alternativbewegung' zu bekämpfen; es käme darauf an, die falschen und irreführenden 'alternativen' Ideen zu überwinden, nicht einen faulen Kompromiß mit ihnen einzugehen.

Die Produktivkraft ist immer noch der Antrieb

Ich fasse das hinsichtlich der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse Gesagte zusammen und verweise auf das Schaubild.

Ein erstes Praxisfeld eröffnet sich hinsichtlich der Anwendung und Integration der Technik: Diese Praxis bezieht sich auf die Reform und Revolution der Produktionsverhältnisse. Sie ist und bleibt der zentrale Aspekt.

Ein zweites Feld eröffnet die strukturelle Arbeits-Organisation (SAO). Hier geht es im Besonderen um die Optimierung der Produktionsdemokratie. Teilweise sind hier Änderungen möglich, ohne daß die technische Basis davon berührt würde.

Ein drittes Praxisfeld ist die ergonomische und persönlichkeitsfördernde Gestaltung der Technik. Dies betrifft die Benutzer-Schnittstellen (BSS). In diesem Bereich sind tatsächlich konstruktiv-technische Änderungen ('Alternativen') möglich. Aber das ist dann keine 'alternative Technik'; die Änderungen betreffen den funktional-konstruktiven Komplex überhaupt nicht, sondern nur die Benutzer-Schnittstellen (BSS). Ausschließlich in diesem Bereich liegen auch die Änderungen, die an in kapitalistischen Ländern gekauften technischen Anlagen im Sozialismus vorgenommen werden.

Schließlich behaupte ich, daß auch die 'Entwicklung der Produktivkräfte' eine fortschrittliche Praxis ist. Weiterentwicklung der Technik bedeutet letztlich Erhöhung der Produktivkraft der Arbeit. Und nicht verworrene Ideen vom 'alternativen Leben', sondern die Arbeitsproduktivität wird letztlich über die Überlegenheit der Produktionsweisen entscheiden.

Literatur

- H. Holzer (Hg.): Orwell und Bundesrepublik. Erfassen — Überwachen — Manipulieren, Frankfurt a. M. 1984
 IMSF (Hg.): Die Alternativen der Alternativbewegung, Frankfurt 1984
 W. I. Lenin: Werden die Bolschewiki die Staatsmacht behaupten (1917), in: LAW II, S. 443 ff.
 M. Maren-Grisebach: Philosophie der Grünen, München-Wien 1982
 L. Mumford: Mythos der Maschine, Frankfurt a. M. 1974
 W. Schwarz: Thesen zur Technik, in: Internationales Kolloquium zur Marx-Engels-Forschung, Produktivkräfte, Maschinensystem, Charakter der Arbeit, Lage der Arbeiter, Hannover 1983
 S. Voets: Mit den Computern geht die Arbeit nicht aus, in: DVZ/tat 10/84, S. 4

Wenn Karajan geht, kommen die Russen.

Mauerspruch

Lenins Zwei-Kulturen-Theorie und Gramscis Kulturbegriff

Die in meinem Beitrag zur DEBATTE 2/85 (S. 36) eher beiläufig angebrachte Bemerkung über Lenins »Zwei-Kulturen«-Theorie hat mir so manche nervös-beunruhigte Kritik seitens derer eingebracht, die auf jeden — und sei es auch noch so behutsam und differenziert formulierten — kritischen Einwand gegen Lenin mit einer Reflexbewegung des besorgten Unbehagens reagieren, ja sogar darin das Steinchen vermuten, das die verheerende Lawine des Revisionismus ins Rollen bringen kann. Da ich mich gegen eine solche Gefahr genügend gefeit fühle, werde ich in den folgenden Überlegungen versuchen, einige Aspekte in der Kulturtheorie von Lenin und von Gramsci nicht nur affirmativ oder deskriptiv, sondern auch insofern kritisch zu betrachten, als ich sie auf ihre Tauglichkeit für die veränderte Welt von heute hin prüfe. Es sollte müßig sein, zu betonen, daß dieser kurze Beitrag keineswegs den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt (es wurde u. a. weitestgehend auf die Belege der Zitate verzichtet), genausowenig wie auf eine in sich kohärente und abgeschlossene Beweisführung.

Die Kulturtheorie gehört zu den am wenigsten entwickelten Bereichen der marxistischen Theorie, obwohl es inzwischen unzählige und zum Teil hervorragende Arbeiten auf diesem Gebiet gibt. Trotzdem sind die großen Studien über kulturanthropologische, kulturhistorische, ethnokulturelle und kultursoziologische Probleme eher das Werk von bürgerlichen Wissenschaftlern. Die richtige Einschätzung der »Kultur« als ein Aspekt der gesamtgesellschaftlichen Produktionsverhältnisse, als eine spezifische Form von »Produktion« also, die nicht von der jeweiligen sozio-ökonomischen Basis getrennt betrachtet werden kann, hat die Perspektive und den Blickwinkel nachhaltig bestimmt. Das ist evident bei Lenin, aber auch bei Gramsci, einem Leninisten, der trotzdem einige Elemente in die Kulturtheorie einbringt, die das von Lenin bestimmte Blickfeld erweitern, an die Le-

nin nicht gedacht hat, die für uns heute aber von besonderem Interesse sind.

Zuerst wäre zu prüfen, inwieweit die Ausführungen Lenins über die Kultur ergänzt, ja weitergedacht werden sollen, inwieweit sie auch vorwiegend auf die besondere Lage des russischen Zarenreiches bzw. der jungen Sowjetunion anzuwenden sind (er selbst verweist ständig auf die radikale Andersartigkeit der Lage in den »hochentwickelten Ländern«, in denen der Kapitalismus »auch den letzten Menschen Kultur und Organisiertheit beigebracht« hat. Werke, 27, S. 85) Die heutige Lage, die Ausdehnung des Sozialismus (oder seiner Vorstufen) auf Völker und Länder mit einer von der europäischen gründlich verschiedenen gesellschaftlichen und kulturellen Tradition legt die Notwendigkeit eines solchen Weiterdenkens nahe. Sowohl Lenin als auch Gramsci denken ausschließlich von der Warte einer »europäischen« Kultur aus. Es ist die bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, bis zum antikolonialistischen Befreiungskampf geltende, vom positivistisch-szientistischen 19. Jahrhundert übernommene Betrachtung Europas und seiner technischen Zivilisation als Gipfel der Geschichte und Verkörperung des objektiven Geistes. Ein drittes Element besteht m. E. darin, daß sowohl Lenin als auch Gramsci die Kultur in ihrer ganzen Komplexität als Funktion der Politik betrachten, mit der Folge, daß Gramsci gerade in der politischen Tätigkeit, in der Bildung und Organisation einer Partei (und er bezieht sich dabei natürlich auf die Partei der Arbeiterklasse) die höchstmögliche *kulturelle* Leistung sieht. Diese Funktionalisierung der Kultur, und insbesondere der Kunst, ignoriert durchweg bestimmte und wichtige Aspekte von beiden, wie z. B. die rationale Erkenntnisfunktion oder das spielerische Moment (um von anderen Funktionen der Kunst, die in Europa nicht mehr relevant sind, ganz zu schweigen: Kunst als sakrale Handlung, als Ritual und Magie z. B.).

Diese drei Ebenen, und selbstverständlich auch die marxistische Ortung der Kunst und der Kultur als von der materiellen Basis *letzten Endes* abhängige Produktionsformen des Überbaus, verbinden die Kulturkonzeptionen von Lenin und Gramsci. Gramsci arbeitet mit einem differenzierteren Instrumentarium und bezieht Elemente in seine Analyse ein, die diese sozusagen »aktueller« und für die hochentwickelten bürgerlichen Demokratien Westeuropas — wenn auch nicht nur für sie! — nützlicher macht. Dennoch war Gramsci Leninist, präziser gesagt: er hat marxistische Positionen vertreten, die (besonders ab 1921) mit den Leninschen in allen grundlegenden Punkten deckungsgleich waren. Wer anderes behauptet, kennt Gramsci nicht oder will ihn wider besseres Wissen umdeuten, d. h. mißverstehen und für Sonderzwecke funktionalisieren.

Wenn man die kulturtheoretischen Äußerungen Lenins und Gramscis studiert, drängt sich eine erste Frage auf: was ist eigentlich »Kultur«? Was haben diese beiden Denker darunter verstanden? Wo liegen die methodologischen und inhaltlichen Grenzen des Begriffs?

Für Lenin ist Kultur grundsätzlich und zuallererst *Wissen*. Er sieht die dringlichste Aufgabe der Revolution darin, das (russische) Volk aus dem Zustand »halbasiatischer Barbarei« herauszuführen, und dafür braucht man in erster Linie die materiellen Elemente der Organisation: Schulen, öffentliche Bibliotheken, Presse- und Publikationsorgane der Arbeiterklas-

se. Kultur ist für ihn eine wichtige Waffe im revolutionären Kampf, die das Bewußtsein der Arbeiter schärfen und stärken soll. Dafür muß die Kultur in engster Verbindung mit den breiten Volksmassen bleiben und jeden »Intellektualismus« und elitären Ästhetizismus ablehnen. Dabei verwirft Lenin stets die These von einer »Klassenkultur«, wie sie von der »Prolet-Kult«-Bewegung und insbesondere von deren Wortführer A. Bogdanow vertreten wurde. Schon in »Was tun?« hatte er gemahnt: »Es ist notwendig, daß die Arbeiter sich nicht in dem künstlich eingegengten Rahmen einer *Literatur für Arbeiter* abschließen, sondern daß sie es immer mehr lernen, sich die *allgemeine Literatur* zu eigen zu machen«. Er vertrat auch die These (die Nadjeschda Krupskaja überliefert hat), »daß die Kultur einer Gesellschaftsschicht die Kultur der anderen Schichten beeinflusst«. Diese richtige Erkenntnis, die auf die Diachronie der Geschichte übertragen Marxens Gedanken bestätigt, daß die Kunst viele Elemente hat, die verschiedene Gesellschaftsformationen überdauern, scheint doch in Widerspruch mit der von Lenin zwischen 1912 und 1915, im Zuge der Debatten über die Nationalitätenfrage im russischen Zarenreich vertretene These der »Zwei Kulturen« zu stehen.

Am krassesten finden wir diese These in folgendem Satz formuliert: »Es gibt zwei Nationen in jeder modernen Nation... Es gibt zwei nationale Kulturen in jeder nationalen Kultur« (Werke, 20, 17). Steht dies nicht in klarem Widerspruch mit der oben zitierten Behauptung, der Kapitalismus hätte in den hochentwickelten Ländern »auch dem letzten Menschen«, also auch Arbeitern und Bauern, Kultur und Organisiertheit beigebracht? Lenin wiederholt mehrmals diese Behauptung, und zwar in so verschiedenen Kontexten, daß man sie nicht als wertloses Einzelbeispiel abtun kann. Einerseits verfißt Lenin also die radikale Unvereinbarkeit der bürgerlichen Kultur mit der Kultur der Volksschichten, er betrachtet die These von der einheitlichen nationalen Kultur als einen Trick der Bourgeoisie, um ihre nationale Arbeiterklasse von der der anderen Nationen zu trennen, um ihre notwendige internationale Solidarität zu sabotieren. Gewiß, die »Zwei-Kulturen«-These wird von Lenin hauptsächlich auf die »nationalen Minderheiten« im Zarenreich bezogen; in diesem Fall ist es aber nicht leicht zu verstehen, warum Lenin einmal von dem Zustand der »Kulturlosigkeit«, in dem die Volksmassen von der herrschenden Klasse (Gutsbesitzer, Klerus usw.) gehalten werden, spricht, um andererseits ihnen nicht nur *eine* Kultur, sondern sogar eine *eigene*, spezifische zuzuschreiben, die den Kern der zukünftigen humanistischen Kultur des Weltproletariats in sich trägt. Dasselbe kann man von Lenins Behauptung, in den westeuropäischen Ländern befände sich die Arbeiterklasse in »Kultursklaverei« (Werke, 27, 464) sagen: ist die *ganze* Kultur, die die Bourgeoisie der Arbeiterklasse aufzwingt, zu verwerfen, und zwar deswegen, weil sie nur »Sklaverei« bedeutet? Wiederum lesen wir unzählige Male bei Lenin, die Arbeiterklasse muß sich die Kultur und das Wissen der Bourgeoisie zu eigen machen, sie muß alle positiven Elemente, alle demokratischen und fortschrittlichen Elemente der bürgerlichen Kultur in sich aufnehmen und wirklich demokratisieren. Was nichts anderes bedeuten kann als dieses: die Trennung zwischen *beiden* Kulturen ist nicht so scharf, wie man nach einigen Äußerungen Lenins glauben könnte. Der historische Niederschlag der Kultur und des Wissens der Bourgeoi-

sie gehört auch größtenteils dem Proletariat, die Errungenschaften der Zivilisation, der Wissenschaft und der Technik sind, als kulturelles Erbe, unverzichtbar. Und das behauptet auch Lenin.

Man hat zuweilen Lenins »Zwei-Kulturen«-Theorie in einem Sinne interpretiert, der für Länder gilt, in denen die Arbeiterklasse einen beträchtlichen Grad an Organisation erreicht hat, nämlich als Schaffung ihrer eigenen Institutionen (Gewerkschaften, Parteien, Bildungseinrichtungen usw.), also als eine Art »kulturelle Antwort« auf die herrschende Bourgeoisie. Diejenigen, die diese Interpretation vertreten (u. a. Sabine Kebir und Thomas Metscher), sehen in der »Kultur« einen objektivierten Niederschlag gesellschaftlicher und politischer Überbauelemente, womit sie mit Gramscis Kulturbegriff weitgehend koinzidieren. Das ist aber nicht, was Lenin meint, wenn er die eigentliche »Zwei-Kulturen«-Theorie aufstellt. Aus der ganzen Diskussion, aus den nicht immer eindeutigen Aussagen Lenins und nicht zuletzt aus den Erfahrungen der Kulturpolitik und Kulturentwicklung der sozialistischen Länder könnte man einige Folgerungen ziehen, die hier nur als Diskussionsvorschlag dargeboten werden:

— Lenin (und, wie wir später sehen werden, auch Gramsci) vertritt mit seiner »Zwei-Kulturen«-Theorie eine These, die im Jahre 1913 utopische und formal-abstrakte Züge besaß: »Die Losung der nationalen Kultur ist ein bürgerlicher Betrug... Unsere Losung ist die internationale Kultur des Demokratismus und der Arbeiterbewegung der ganzen Welt« (Werke, 20, 7-8). Was kann eigentlich unter »Kultur des Demokratismus« verstanden werden? Auf welcher realen Basis kann diese Kultur *international* werden? Die engen kulturellen Beziehungen zwischen den Völkern begünstigen zwar ein gegenseitiges Verständnis, tragen aber nur in begrenztem Maße zu einer Internationalisierung der national-kulturellen Werte bei. Eine solche ist natürlich auf bestimmten Gebieten leichter zu erreichen (Naturwissenschaften, Medizin, Technologie), auf anderen scheint sie längst vollzogen zu sein (Bekleidung, Unterhaltung, Sport, Verkehr). Nur: gerade diejenigen »kulturellen« Werte, die sich am leichtesten *internationalisieren* lassen, sind auch gerade diejenigen, die einen abstrakten, funktionalen oder »trivialen« Wert besitzen: kurzlebige Modeerscheinungen, Konsumgüter für den Alltag, für die Freizeit. Und gerade auf diesem Gebiet scheinen leider die Faszination und die Macht der kapitalistischen Bourgeoisie *internationaler* zu wirken als die Kräfte des Sozialismus.

— Die strenge »Zwei-Kulturen«-Theorie ist in der Tat allzu reduktionistisch, schematisch und vereinfachend. Schon hier hat Gramsci zu einer Erweiterung der marxistischen Kulturtheorie beigetragen, indem er die kulturellen Elemente, die in dem »Hegemonie«-Begriff enthalten sind (*consenso, direzione*), als *gesamtgesellschaftlich* relevant und wirksam erkennt. Man kann auch nur in einem Akt der intellektuellen Abstraktion (oder der politischen Entscheidung, was gerechtfertigt und notwendig ist) eine scharfe Trennungslinie zwischen Bourgeoisie und Arbeiterklasse ziehen. In den hochentwickelten Ländern mit alten demokratischen Traditionen (der Ausdruck ist von Lenin) gibt es längst graue Zonen, Querverbindungen, Wege des sozialen Auf- und Abstiegs, Vermischung von Klassen, Zwischenstufen. Und es ist gerade auf der — im weitesten Sinne des Wortes — *kulturellen* Ebene, auf der die Verschmelzungs- oder wenigstens Annähe-

rungsprozesse stattfinden. Die Klassenfrage ist verschwommener geworden, die Ausbeutung nicht so leicht zu durchschauen. In die Organisationen der Arbeiterklasse — Parteien, Gewerkschaften usw. — werden sogar Mitglieder der Bourgeoisie aufgenommen, Arbeiterkinder werden Akademiker, Künstler, Schauspieler, Fußballer. Das alles mildert die reale Ausbeutung nicht, sie wird dadurch aber vertuscht; und dabei spielen gerade die *Kultur* und deren Institutionen eine zentrale Rolle.

— Es gibt aber auch andere Gründe, die gegen eine starre Dichotomie der Kultur sprechen. Mag diese Kultur für viele Länder tatsächlich ein Janus-Gesicht besessen haben: in vielen anderen hat es wichtige, tiefverwurzelte und äußerst wirksame Kulturelemente gegeben, die eine nicht zu verkennende Integrationskraft gehabt haben. Sicher hat es im alten kaiserlichen China eine unüberbrückbare, radikale »Zwei-Kulturen«-Welt und Gesellschaft gegeben, ja in fast allen südostasiatischen Gesellschaften. Fast alle in großen, zentralisierten Staaten organisierten Hochkulturen haben diese strenge Trennung erlebt. Die kleineren Völker aber, die bürgerlichen Nationalstaaten mit einer alten und reichen Volkskultur, mit einer Nationalsprache und mit einem Selbstgefühl (oder Selbstbewußtsein) der eigenen historischen Tradition, besitzen subtile, im Alltag verankerte Systeme von kommunizierenden Röhren, die eine Folge des langen historischen Reifungsprozesses unter gemeinsamen religiösen, sprachlichen, kulturellen Bedingungen sind. Die Theaterstücke Lope de Vegas wurden *gleichzeitig* von der hohen Aristokratie und dem gemeinen Volke besucht, verstanden und bejubelt. Und als der von den Faschisten ermordete Dichter Federico García Lorca zusammen mit anderen Intellektuellen und Dichtern Anfang der dreißiger Jahre eine Wanderbühne organisierte, um die Theaterstücke des 14. und des 15. Jahrhunderts bis in die kleinsten Bauerndörfer Kastiliens zu bringen, vor ein Publikum, das damals größtenteils aus Analphabeten bestand, hat er nicht nur die Begeisterung und die Aufnahmefähigkeit des Volkes mit freudigem Erstaunen entgegengenommen, sondern auch die Lebendigkeit von Sprache, Dramaturgie und Tradition über die Jahrhunderte hinweg erleben können. Selbstverständlich gehörte der Großgrundbesitzer einer anderen »Kulturklasse« an, und wahrscheinlich wurde er drei Jahre später von den Bauern im Bürgerkrieg getötet. Was man aber nicht vergessen darf, das sind die verschiedenartigen Verbindungslinien, die es in vielen Völkern und Nationen gibt, und die aus einer jeden historisch gewachsenen Nation ein kulturelles Konglomerat mit wichtigen, klassenübergreifenden Werten machen.

— Eine Lockerung der starr-schematischen Begriffe, eine flexiblere, dialektischere Betrachtung von einer ungemein komplexen Realität, die auch ihren Niederschlag in den theoretischen Arbeiten und in der Haltung eines jeden Marxisten findet, ist heute nötiger denn je. Sowohl Lenin als auch Gramsci denken radikal eurozentrisch. Für Gramsci ist die europäische Kultur »die einzige historisch und konkret allgemeine« (Quaderni, Ed. Gerratana, S. 1825). Daran können besonders die von den Europäern kolonialisierten Völker glauben... und ein schönes Lied davon singen. Heute aber, da der Sozialismus wirklich universal geworden ist, erleben wir die längst fällige Wiedergeburt der alten Kulturen, Traditionen und Sprachen. Gramsci hoffte — und hier ist ein ungewolltes, unbewußtes Echo der euro-

zentrisch-kolonialistischen Überheblichkeit vorhanden —, daß alle afrikanischen Völker ihre »Dialekte« (?) aufgeben würden, um Englisch als universale *koiné* zu benutzen. Daß Englisch als wichtigste Kultursprache der Welt nicht nur von den afrikanischen Völkern, sondern wahrscheinlich von der ganzen Welt als universale Verkehrssprache benutzt werden wird — und heute ist es schon soweit — tut doch glücklicherweise der Realität keinen Abbruch, daß wir eine wahre Renaissance *aller* alten Volkssprachen erleben, der afrikanischen wie des Baskischen oder des Gaelischen. Eine Sprache aber — und das wußte Gramsci sehr gut! — ist etwas mehr als ein Instrument der zwischenmenschlichen Kommunikation: sie ist auch Träger von Denkstrukturen, Ansporn und Fessel, Verbindungselement und Gefühlsträger. Eine zu starre Fixierung der Kultur auf ihre abstrakt-funktionalen Elemente (Demokratismus, Fortschrittlichkeit), so wichtig sie auch sein mögen, verkennet die Vitalität und die Zähigkeit anderer Faktoren, die eine direktere, unvermittelte Wirksamkeit besitzen, und läßt uns Gefahr laufen, schwere Fehlplanungen zu treffen, politische und diplomatische Irrtümer zu begehen, die nicht leicht und nicht schnell wiedergutmachen sind.

Man hat lange Zeit Antonio Gramsci zum Gegenspieler Lenins im Dienste einer bestimmten Politik hochstilisieren wollen, die einerseits von der richtigen Einschätzung der Besonderheiten auf sozialer, politischer und kultureller Ebene in den hochindustrialisierten Staaten Westeuropas ausging und infolgedessen eine »konkrete Analyse« dieser auch mehr oder weniger konkreten Situationen erreichen wollte, andererseits aber als eine Folge der unerfüllten Hoffnungen auf eine soziale Revolution in eben diesen Ländern zu werten ist. Die Suche nach bestmöglichen Strategien in Ländern, in denen »der Sozialismus nicht auf der Tagesordnung steht«, konnte nicht ohne Verzerrungen und Fehleinstellungen vor sich gehen. Heute scheint die Zeit Gramscis im Abklingen begriffen zu sein. Sein Beitrag zur Weiterentwicklung der marxistischen Theorie ist und bleibt dennoch der vielleicht wichtigste nach dem Leninschen Werk, und das trotz seines fragmentarischen Charakters.

Zwei Punkte sind es, welche Gramscis Bedeutung begründet haben: seine Staats- und Gesellschaftstheorie und seine Gedanken über die Kultur und die Intellektuellen. Ich möchte hiermit nur einige Gedanken zu Gramscis Begriff der Kultur im Vergleich mit den oben angesprochenen Gedanken von Lenin darlegen. Gramscis Überlegungen zur Kulturfrage sind weder systematisch noch umfassend. Er, wie Lenin auch, sah seine wichtigste Aufgabe darin, revolutionäre Politik zu machen, wobei er alles andere in deren Dienst stellte. Weder Lenin noch er sind also als Kulturtheoretiker zu betrachten. Gramsci, eben ein italienischer Intellektueller, hatte hinter sich eine völlig andere Kulturtradition als Lenin und um sich herum ein Volk, eine Arbeiterklasse, die in vielen Hinsichten ganz anders war als die russische. Gerade weil er diese Realität in ihrer konkreten Besonderheit zum Sprungbrett seiner Reflexionen machte, weil er stets versuchte, »unter's Volk zu gehen«, wie er selbst sagte (*andare al popolo*), waren und sind seine theoretischen Arbeiten für alle Marxisten und insbesondere für die westeuropäischen Völker von Bedeutung.

Schon seine methodologisch-didaktischen Ansätze zeugen von einer großen taktischen Feinfühligkeit, sie sind — so erstaunlich es auch klingen mag — *konkreter* als die entsprechenden von Lenin. »Die Erziehungs- und Bildungsarbeit, die Ausarbeitung eines kritischen Bewußtseins... kann sich nicht auf das einfache theoretische Aussprechen von 'klaren' methodischen Prinzipien beschränken« (S. Quaderni, Band III, S. 2268-69). Es ist also nicht damit getan, mit Hilfe von »klaren«, prinzipienfesten »Einführungen« und Lehrbüchern »unter's Volk zu gehen«. Man muß die scheinbar einfachen und doch komplizierten Strukturen des »senso commune«, der Mentalität der »Leute« kennen, sich auf sie einlassen. Gramscis langjährige, tiefe Studien über die italienische Geschichte, Kultur und Literatur sind eine Anregung und ein Beispiel, es ihm gleichzutun, sich mit der jeweiligen nationalen Problematik, mit dem spezifischen sozialen, kulturellen und historischen Umfeld marxistisch auseinanderzusetzen.

Da Gramsci weder Zeit noch Muße hatte, seine Gedanken systematisch zu ordnen, finden wir häufig bei ihm Widersprüche und unklare Stellen, Begriffe mit zentraler Bedeutung, die in verschiedenen Kontexten auch verschieden verwendet werden. Aber auch die Konkretheit vieler seiner Analysen, ihre direkte und ausschließliche Bezogenheit auf italienische Verhältnisse, macht viele Gedanken Gramscis unübertragbar auf andere Länder. Gramsci muß also auch »weitergedacht«, weiterentwickelt werden. Seine Lehre, als die eines echten Marxisten, ist grundsätzlich auch eine Anleitung zum Handeln. Wo aber liegen die Unterschiede zwischen den Kulturtheorien beider Denker?

Gramsci analysiert die Kultur als etwas schon *Gegebenes*, aus dem erst durch die revolutionäre Umkehrung der bestehenden hegemonialen Verhältnisse der ethisch-humanistische Kern herausgeschält und wirksam gemacht werden kann. Die Kultur, Inbegriff der *società civile*, ist ein historisch gewordenen Konglomerat von unterschiedlichen Elementen, das jeweils — und als Ausdruck des Konsenses — die Machtstrukturen der herrschenden Klasse absichert. Lenin dagegen sieht in ihr, als proletarisch-sozialistische Kultur, etwas Neues, erst zu Schaffendes, Zukunftsgerichtetes. Beide sind einig im Begreifen der vorhergehenden Kultur als etwas, was das Proletariat sich aneignen *muß*, beide betonen mit derselben Emphase den internationalistischen Charakter dieser neuen Kultur, wobei sie an deren moralischen, schöpferischen, demokratischen Wert denken. Gramsci erkennt aber nicht die Kontinuität bestimmter Kulturelemente über mehrere Klassenformationen hinweg, weil er von der Warte einer spezifisch italienischen Entwicklung aus argumentiert. Lenin ist da »radikaler«, unversöhnlicher. Die Klasse der Zaren-Höflinge und der Großgrundbesitzer, der Obolomows und der Popen kann keinen kulturellen Boden bilden, sie hat keine kulturelle Erbmasse hinterlassen, jedenfalls keine, die von der Arbeiterklasse nicht als Ganzes ausgeschlagen zu werden verdiente.

Sowohl Lenin als auch Gramsci sind — wenn auch aus unterschiedlichen Motivationen — äußerst kritisch gegenüber einer volkstümlichen Kultur. Das ist bei Lenin verständlich, zieht man die Besonderheiten der russischen Volkstraditionen und ihrer irrationalistischen Vergötterung durch die »Volkstümpler« in Betracht. Nicht so bei Gramsci, dessen Geringschätzung der »Folklore« und im allgemeinen der italienischen »Volkskultur«

manchmal befremdend wirkt. Auch in diesem Punkt erweist sich Lenin als der Radikalere, Gramsci als der abwägende Taktierer. Lenin *muß* seinem zurückgebliebenen, »halbasiatischen« Volk die Grundelemente der modernen Kultur zugänglich machen, und das zwingt ihn dazu, Prioritäten zu setzen: nach dem Lesen und Schreiben muß das russische (das sowjetische) Volk die dringendsten, elementarsten Kenntnisse erwerben: der Kommunismus ist in dieser Zeit die Macht der Räte (Basisdemokratie, Organisation, politische Disziplin) *plus* die Elektrifizierung des ganzen Landes: technisches Wissen, industrielle Produktion, *Hebung auch der Kultur*. Gramsci findet dagegen ein Volk vor, das in vielen Hinsichten kulturell »überreif« ist, in dem die Formen einer hohlen, rein gestualen »Kultur« als Surrogat der wahren Hegemonie sich selbst alltäglich überleben: Kitsch, theatralische Gestik, Melodram, Trivialliteratur, »Kultur« als Schundware der Dorfmesse. Trotzdem: Gramscis Herabsetzung der »Folklore« muß für alle Kenner, Liebhaber und Forscher der Volkskunst unverständlich bleiben. Seine Hervorhebung der Bedeutung von ethischen Persönlichkeitswerten gegenüber dem rein kumulativen, sterilen »enzyklopädischen Wissen« ist postulativ und schwer in die Wirklichkeit umzusetzen. Heute wissen wir, daß eine alte, historisch verwurzelte, lebendige Volkskunst eine sowohl *moralische* als auch *kulturelle* (und deswegen auch *politische*) Waffe in den Händen des Volkes sein kann. Der antifrankistische Widerstand in Spanien, der Kampf der südamerikanischen Völker gegen Unterdrückung, Diktatur und kolonialistisch-imperialistische Ausbeutung sind glänzende Beweise dafür, die von der faschistischen Bourgeoisie auch nie ganz unterdrückt werden konnten. Gewiß: Gramsci weiß sehr wohl, daß jede fortschrittliche Kultur nur aus dem Nährboden der Volkskultur entstehen kann, »so wie sie ist, mit ihren Vorlieben, ihren Neigungen usw., mit ihrer moralischen und intellektuellen Welt, und sei diese auch konventionell und zurückgeblieben« (Letteratura e vita nazionale, S. 14). Er wirft ihr aber — und das ist auch für die Volkskultur der italienischen Regionen ungerecht — »Provinzialismus« vor, der nur durch einen konsequenten Internationalismus der Kultur überwunden werden kann.

Daß Gramsci dabei, wie Lenin, von einer zeitspezifischen und zeitbezogenen Perspektive aus argumentiert, ist evident. Es war die Zeit des Futurismus, der Anhimelung der Industrietechnik und der modernen Megalopolis, der »kosmopolitischen« Kunst- und Denkformen. Das Proletariat, wahrer Prometheus, Träger des strahlenden industriellen Fortschritts, mußte nur diese bürgerlichen Einstellungen umkrempeln, sie mit neuem Lebenssaft füllen, und das bedeutete zugleich: sie zu internationalisieren im Sinne der zukünftig-modernen, alle nationalen Grenzen der Bourgeoisie sprengenden Klasse des Industrieproletariats. Es ist nur logisch und konsequent, daß sowohl Lenin als auch Gramsci, Marxisten, die die Theorie des Proletariats als Kern einer Geschichtsphilosophie und einer Revolutionstheorie verfechten, die bäuerliche Kultur (die »Folklore«) mit Mißtrauen, ja mit offener Geringschätzung betrachten, obwohl diese Kultur eine historische Substanz besitzt, die der proletarischen vorläufig nur »zugerechnet« werden kann (um es mit dem Lukács-Begriff zu sagen). Daher die mißtrauische Betrachtung vieler Elemente der »traditionellen«, »provinziellen« (sprich: bäuerlichen) Volkskultur. Die traditionelle Poesie vieler Völker —

z. B. in Afrika, in den islamischen Ländern, auch unter den amerikanischen Indio-Ethnien — weist humoristische, kultische, spielerische, beschwörende Züge auf, ja sie öffnet sich häufig auch dem »Non-Sense« und dem Absurden: sie ist fast nie *politisch*, weil sie aus einer Gesellschaftsformation stammt, in der die ökonomischen Ausbeutungsmechanismen durch andere normative Verhaltens- und Glaubensformen über Jahrhunderte, ja Jahrtausende hinweg internalisiert und somit weitgehend neutralisiert wurden.

Das aber, nämlich *politisch*, mußte die proletarische internationalistische Kultur in eminenter Weise sein. Nur: das Proletariat besaß noch keine eigene Kultur, es mußte sie deswegen entweder aus den Reihen der Bourgeoisie oder des Bauerntums entnehmen. Und da bot die Bourgeoisie eine zweifellos modernere, rationalere, »fortschrittlichere« Kultur an. Das Proletariat war außerdem ein direktes Produkt der kapitalistischen Industriebourgeoisie, nicht des Bauerntums, und seine Kulturwelt war die Industriestadt, die Fabrik, die moderne Produktion mit ihrer Rationalität und Organisation. Lenin sieht in den zurückgebliebenen Bauernmassen Rußlands einen zwar notwendigen Koalitionspartner, aber auch ein Element, dem stets zu mißtrauen ist. Gramsci seinerseits, der die Lage der landlosen Bauern in dem *Mezzogiorno* kennt und studiert, spricht lieber vom *Volk* in einem manchmal populistisch anmutenden Ton, der ihm seitens der Ultralinken (Merli, Luperino, Asor Rosa u. a.) sicher zu Unrecht den Vorwurf einer »konservativ-traditionalistischen« Wertauffassung eingebracht hat. Gramscis Begriff des »nazionale-popolare«, zu dem er in den reiferen Jahren gelangt, ist zweifellos ein wichtiger Schritt in der Erarbeitung einer umfassenden (also nicht nur »proletarisch-revolutionären«) marxistischen Kulturtheorie.

Aber auch andere, leider nur im Ansatz vorhandene Gedanken Gramscis bringen die marxistische Kulturreflexion auf eine breitere, komplexere Ebene als die Leninschen. Man denke z. B. an die antizipatorische Betrachtung des Literaturwerkes als eine Einheit der drei Elemente Autor, Werk und Leser, oder an seine Anmerkungen über die radikale Historizität der Literatur (was auch auf die Kultur im breitesten Sinne angewandt werden kann). Einen klaren idealistischen Unterton glaubt man dagegen aus der Behauptung zu hören, der Marxismus wäre ein Produkt, das »aus dem Gegensatz von Volkskultur und Hochkultur dialektisch hervorgeht«.

Wir, die wir in Ländern leben, in denen trotz einer umfassenden, ja erdrückenden Hegemonie der bürgerlichen Kultur keine direkte Unterdrückung herrscht — oder, wie es Gramsci formulieren würde: in denen die bürgerliche Hegemonie real und wirksam ist —, können in den Gedanken Gramscis den Leitfaden finden, um unsere eigene revolutionäre Strategie auf der Ebene der Kultur besser, vernünftiger und ohne die zeitweilig groben und schädlichen Irrtümer zu gestalten, die in den sozialistischen Ländern begangen wurden (man denke z. B. an die verheerenden Resolutionen des ZK der KPdSU über die Musik aus dem Jahre 1948). Wir müssen aber auch diese Gedanken vervollständigen, anpassen, als methodologische Hilfe bei der Analyse der verschiedenen national-kulturellen Situationen nutzbar machen. Gramscis Eurozentrismus kann und muß dabei ebenso verworfen werden wie sein abstrakter Kulturinternationalismus. Diese Notwendigkeit wird von Thomas Metscher zu Recht betont, indem er den Be-

griff des Internationalismus als methodologisches Prinzip auf den verschiedenen Ebenen (historischer, nationaler, kultureller usw.) angewendet sehen möchte. Eine Weiterführung der Gedanken Gramscis, die eventuell (warum auch nicht?) einer »Umdeutung« derselben gleichkommen könnte, braucht auch nicht unbedingt als »Klassikerverfälschung« (Sabine Kebir, *Die Kulturkonzeption Antonio Gramscis*, S. 159) befürchtet und gebrandmarkt zu werden. »Klassisch«, sagte der spanische Lyriker und Nobelpreisträger Juan Ramón Jiménez, »bedeutet einzig und allein lebendig«.

»Keine leichte Lektüre«,

schrrieb Graf Krockow über Karl Marx 100 Jahre nach dessen Tod in der FAZ. Gewissermaßen zum 101. Todesjahr am 16.4.85 schreibt Leitartikler Jürgen Eick in der gleichen Zeitung, wir hätten die Lehre vom Mehrwert in aller Unschuld mit der Mehrwertsteuer sanktioniert: »Bei Karl Marx ist der Mehrwert der Unterschied zwischen dem Arbeitslohn und dem Wert der vom Arbeitgeber hergestellten Güter«. Das hat er vermutlich während des letztjährigen Todes-Jubiläums aus der NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG gelernt: »Die Wirtschaft erscheint als Hauptsache unter den menschlichen Dingen und Marxens Absicht ist es, sie zu kritisieren zugunsten ihrer Überwindung«, denn »die Warenproduktion, die mit der gutartigen Produktion von Gebrauchswerten oder Gütern kontrastiert«, kann »als verurteilt dastehen«. Für die bössartigen oder unbrauchbaren Waren »im bloßen Tausch« herrsche »Äquivalenz«, offenbar ein Umtauschrecht des Unbrauchbaren gegen das Unmoralische. Demnach entsteht Gewinn durch »Einhandeln der benötigten Gebrauchsgüter gegen überzählige«, und das wiederum stachelt den Neid der Habenichtse mit ihrer »überwiegenden Leidenschaft für materielle Güter« an. So ziele Marx »bald gegen die Ausbeuter... bald aber und letztlich vor allem auf den Mittelstand überhaupt«, obwohl er doch gezeigt habe, »daß das Kapital sich selbst zerstöre ohne sichtlichen Beitrag der Arbeiterklasse«. Jedenfalls: Marx »führt zur Erklärung den Mehrwert ein«. Und »Was Marx nicht ahnen konnte« stand wiederum in der FAZ bei E. G. Vetter: »Hier liegt wohl der Schlüssel für die ungeheuren Erfolge des Marxismus bis zum heutigen Tag: Die Ignorierung des zentralen ökonomischen Problems der Wirtschaftslenkung«, eben der bekanntlich vom liberalen Klassiker Adam Smith erfundenen Planwirtschaft. Jürgen Eick — »Lassen wir die theoretischen Erörterungen beiseite« — endet seinen diesjährigen Feindkontakt schließlich händeringend: »Was hat der Deutsche aus Trier nur alles angerichtet« — immerhin nobler als Radatz in der ZEIT, der zum 100. des »Rabbinersprößlings« gedachte. Daß die Marx-Erläuterer sich leisten können, was sie sich leisten, erweist sich in Egon Boestens Schüleraufsatzsammlung »Wer war Marx«. Mechtild, 18: »Sein Hauptwerk ist das Kapital, wonach die Sowjetunion noch 43 andere Bände verfaßte«. Anette, 17: »Kurz und gut war Karl Marx ein 'Besessener' in Sachen Geld. Er wollte sich Gewinn herauswirtschaften und stürzte seine Mitmenschen in eine Verelendung.«

Das Kostüm der Nacktheit

»Die Maske ist Fleisch geworden«, ist ein betörend formuliertes moralisches Verdikt über unauthentisches Verhalten. Es beschreibt, wie die Verstellung, aus welchen Gründen auch immer Waffe im gesellschaftlichen Kampf, unauf lösbar mit der »wahren« Person verschmilzt, bis die äußere Lüge die innere Wahrheit erstickt. Der Tod wächst von außen nach innen. Vorausgesetzt wird, daß wahres Verhalten immer authentisches Verhalten ist und die authentische Geste, sofern sie überhaupt noch möglich ist, ihren Ursprung nicht im gesellschaftlichen Raum hat, sondern in der Intimität und Privatheit des eigenen Körpers. Vorausgesetzt wird damit auch, daß die Gesellschaft Ort des privaten Todes ist. Nicht Möglichkeit, sondern Verhinderung. Und dieser Tod wächst aus der Welt hinein ins Fleisch.

Diese Haltung ist den Frauen vertraut, denn sie ist die theoretische Essenz der Sozialisationstheorien, die die Verformungen und Beschneidungen der Möglichkeiten von Mädchen aufzeigen: oft beschriebener Vorgang, wie der Frauenkörper durch die zivilisierenden Bemühungen der Umwelt modelliert wird nach der ontologischen Aussage über das Wesen der Frau. Wenn hier aber die Unterdrückung Fleisch wird, dann wird der ganze Körper zur Maske. Maske der Weiblichkeit, von der zu befreien heißen würde, sich selbst zu enthäuten. Die großen Probleme mit dem Körper, die die Frauen besonders, aber nicht nur sie heute haben, verkörpern sich vielleicht extrem in dem Augenblick, wo am FKK-Strand die nackten Körper, die sich so große Mühe geben, sich als Körper auszustellen, zu Masken der Nacktheit werden.

Man kann das als den vorläufigen

Endpunkt einer Entwicklung sehen, die im 19. Jahrhundert mit dem zunehmenden Verschwinden der klaren Grenzen zwischen Privatheit und Öffentlichkeit begonnen hat, wie Sennett es beschrieben hat.¹ Seine Thesen sind angefochten worden, sind vielleicht anfechtbar. Aufregend für Frauen bleibt der von ihm beschriebene Vorgang trotzdem: die intime Verklebung von Wesen und Körper als Form und Materie in der geformten Materie »Person«. Das ist ein relativ junges Phänomen. Die Beziehung zwischen Körper, Wesen, Sprache, Maske, Kleidung, Öffentlichkeit und Privatheit sah im 18. Jahrhundert anders aus. Um 1750 war das Kostüm ein Zeichen, an dem sich der gesellschaftliche Rang eines anderen ablesen ließ. Tressen, Bänder waren nicht einfach Schmuck oder Zierde, sondern ein aufwendiges willkürliches Kennzeichen, das den Rang des Einzelnen in der Gemeinschaft beschrieb. Deswegen wählte man das Kostüm nicht, um die natürliche Vollkommenheit der Glieder, die Schönheit des Halses, die Zierlichkeit der Gelenke zu betonen, sondern um Art und Ort zu beschreiben, wo das Individuum sich zur Gemeinschaft verhielt. Kleidung hatte soziale Funktion. Sie war Ordnungselement, nicht Sinnträger.

Durch die Perücken wurde die Kopf- form und ein großer Teil der Stirn verdeckt. Der Kopf war bloß Träger des wahren Objektes der Aufmerksamkeit: der Perücke oder der Frisur. Zusätzlich zu allem wurden noch Schönheitspflasterchen benutzt: Am Augenwinkel bedeuteten sie Leidenschaft, mitten auf der Wange Heiterkeit, an der Nase Keckheit, und die Mörderinnen — so nahm man an — trugen die Schönheits-

pflasterchen auf den Brüsten. Hier wird der Zeichencharakter des gesamten Aufbaus besonders deutlich. Vorstellbar ist, daß, wie in einem gigantischen Kostümfest, die Frauen von Montag bis Freitag jeden Tag andere Charaktereigenschaften signalisierten, ohne daß damit damals die Frage aufgekomen wäre, wer sie denn nun wirklich seien, denn diese Zeichen gesellschaftlicher Kommunikation wurden nicht symbolisch als Ausdruck einer tieferen persönlichen Wahrheit gedeutet.

Be-kleidet (»ver-kleidet«) waren die Frauen Figuren in einer Kunstlandschaft. Dieses Spielen mit externen Selbstbildern bedeutete Distanz der Person zu den Arrangements, die sie in ihrem Äußeren traf. Das bedeutete auch: die Fähigkeit zum Wechsel, zur rhetorischen Geste, zum Gefühlsausdruck in allgemein anerkannten Formen, in denen über Liebe, Mitleid, Furcht gesprochen oder agiert werden konnte: eine Kultur öffentlicher Expressivität, rhetorischer Gemeinplätze.

Alle diese Sätze sind für das Empfinden ein Jahrhundert später nicht mehr so nachvollziehbar. In einem Prozeß, in dem sich die Grenzen zwischen Intimität und Öffentlichkeit immer mehr verwischen, taucht der Glaube auf, daß die Persönlichkeit an sich expressiv sei, keine gesellschaftlichen Konventionen der Expressivität nötig habe und jede Ausdrucksarbeit nur die Verfälschung eines ursprünglichen Gefühls sein könne: nicht mehr »wahr«, sondern »falsch«, Maske. Die Züge dieses Wortes verzerrten sich. Maske bedeutet nicht länger Ambivalenz und damit Darstellung, Ermöglichung von Spiel, sondern Verhinderung von Authentizität, Wahrheit. Das ist die Ersetzung eines ästhetischen Prinzips durch ein moralisches. Um authentisch zu sein, muß die Person sich bemühen, etwas, das tief in ihr liegt, wie einen verborgenen Schatz zu heben, um dann im »Außen« das innere Wesen zu spiegeln. Das Wesen wurde der Erscheinung immanent, die Wahr-

heit der Person offenbarte sich jetzt in der Art, den Schleier zu knüpfen, die Handschuhe zu tragen, den Rock zu raffen, selbst in den Stoffen, die ausgewählt wurden.

Eine sehr reduzierte Wahrheit, die nur zwei Kategorien für das Geschlechtswesen »Frau« zur Verfügung hatte: verschämt oder un-verschämt, ehrbar oder käuflich. Wenn so die eigene Wahrheit in der innigen Verbindung von Sein und Erscheinung mühe los entzifferbar wird, dann drängt es sich auf, sich so unexpressiv wie möglich zu verhalten, um niemandem Rückschlüsse zu erlauben. Das bedeutete für unsere Großmütter und Urgroßmütter: Die Expressivität zog sich in minimale Details zurück, in die Art, wie sie ihr Spitzentuch hielten, wie der Mantel geknöpft, der Hut getragen wurde. Diese Miniaturisierung beinhaltete ein ungeheures Maß an physischer Einschränkung, besonders für die Frauen. Wenn die Welt der Meinung ist, daß sich in einem Augenaufschlag sexuelle Zügellosigkeit verbergen kann, dann war der einzige Schutz die völlige Unexpressivität, die Fülle von Schleiern, hinter denen sich alles verbergen ließ. Die unheilvolle Verklebung von innen und außen in der Erscheinung als authentischer Selbstmanifestation führte zum Verlust des Gefühls, daß die Welt plastisch sei.

Auf dem Weg aus dem viktorianischen Zeitalter bis heute sind immer mehr Hüllen gefallen, bis die Nacktheit und mit ihr die Wahrheit, die ja wie Furcht, Gier und Terror nackt gedacht wird, zum Vorschein gekommen ist. Mit der Nacktheit liegt aber auch die Authentizität bloß, und der nackte »gute« Wilde ist vielleicht doch eher ein Raubtier. Unter der Gier des erkennenden Blicks zieht sich das Ich, das sich nicht verfügbar machen will, immer tiefer zurück in das Innere des Körpers. Wollte man ihm weiter nachsetzen, müßte man den Menschen enthäuten, nur um festzustellen, daß es natürlich schon längst nicht mehr in den Einge-

weiden sitzt, sondern in den imaginären Räumen seines Kopfes. In Therapien taucht immer wieder der Verdacht auf, gar nicht im eigenen Körper beheimatet zu sein. In diesen Ängsten wird die Spaltung drastisch zwischen einer zum gesellschaftlichen Kostüm gewordenen Haut und einem verstörten Ich, das in den depressiven Momenten, aufgesogen vom rotierenden Schwindel der inneren, leeren Grenzenlosigkeit, wohl unermessliche Wegstrecken zwischen sich und dieser Haut wäghen mag. »Meinen Körper kannst Du haben, meine Seele nicht.« Das früher aufs heftigste Verborgene, Verwehrte, Geschätzte wird zurückgelassen wie ein wertloses Gut, wenn der Entkleidungsprozeß erst einmal auf die Spitze getrieben ist. Von Erotik ist ohnehin nicht mehr die Rede.

Nacktheit war die Erfüllung eines Traums von Enthüllung, Entschleierung, ein Versprechen, oft im Filmbild nicht eingelöst, wenn die Kamera auf dem Höhepunkt der Begierde ins Kaminfeuer schwenkte, aber als Phantasie Motor für Triebenergien, mit denen die Bilder besetzt wurden. Das hieß aber immer etwas Doppeltes: Lust und Ausgesetztsein, die Lust aus dem Ausgesetztsein ziehen und der Lust ausgesetzt sein. Die innige Verbindung von Nacktheit und Erotik kam aus ihrer beider Verdrängung in die Dunkelzonen der Gesellschaft. Als man versuchte, die Nacktheit für die Kunst zu retten, mußte sie deshalb sofort von der Erotik getrennt werden. In den 50er Jahren wurde bei der Diskussion, wann ein Aktfoto »künstlerisch« sei, folgendes Raster benutzt: Die Nacktheit muß total sein, kein Rest von Verhüllung darf auf Lust deuten, der Gesichtsausdruck der Modelle muß neutral und emotionslos oder doch gesammelt ernst sein, und es darf kein Blickkontakt zwischen ihm und dem Zuschauer bestehen.² Die Ergebnisse sind uns vertraut als »Kunst«: nackte Frauenkörper als steinerne Landschaften, extreme Naheinsichten und große Tiefenschärfe lösen die Kör-

pergestalt in Kontraste zwischen Volumen, Linien und Flächen auf. Der Körper muß fotografiert werden wie ein unbelebtes Objekt. Sonnenschutzreklamen arbeiten heute noch damit, wenn die Silhouette des gebräunten Körpers nicht mehr von der Kurve der Sanddüne zu unterscheiden ist: Auflösung in Anorganisches, um dem Leib die Unberechenbarkeit auszutreiben. Prüderie, die sich der Ästhetisierung bedient, um sich nicht als angstvoll erkennen zu müssen. Wenn es um die Nacktheit ging, stellte sich das Auge kalt. Bestimmte Bereiche des Pornofilms gehen trotz scheinbar völlig entgegengesetzter Tendenz einen ähnlichen Weg, wenn das einzige Leben, das die gecremten, stilisierten, depilierten, massierten Körper haben, die wilde Lust ist, nicht aber das, was das Leben des Körpers ausmacht: Falten, Runzeln, Warzen, Flecken, Haare. Und wo die Modelle die Miniaturisierung, deren gewöhnlich erster Schritt ja heute die Suche nach Schlankheit ist, nicht mitgemacht haben, da dürfen sie Fülle nur an den Stellen vorzeigen, wo sie funktional, nämlich lusterregend ist: an Brust und Hintern.

Frauen, die sich heute mit dem Problem auseinandersetzen, wie Körper, in Kostüme verhüllte und unverhüllte, zu inszenieren seien, sind umlagert von Seherfahrungen, an denen auch sie selbst lustvoll Tagträume in endloser Vorlust ausprobiert haben, aber auch von eigenen Erfahrungen mit Lust, Begierde, Scham, Ekel und Narzismus. Neben dem Blick von außen, der im Kino ja fast immer der männliche Blick war und der die Nacktheit mit dem Schimmer des Begehrens bekleidet hatte, haben sie auch noch einen inneren, der diesen Körper sieht als Produkt von Arbeit, Fasten, Angst, diffusen Wünschen, unterschiedlich nach Generationen und Biografien. Wie aber kann man diese inneren Schleichwege zeigen, auf denen sich weibliche Erfahrung und weibliche Phantasien dem obskuren Objekt der Begierde nähern?

Nacktheit ist kein natürlicher Zustand, sondern ein gesellschaftlicher, Punkt des äußersten Ausgesetztseins der einzelnen Vereinzelten, ausgesetzt der Begierde, der Scham, der Macht, dem Spott, dem Tod. Nackt ist nicht einfach der unverhüllte Körper, sondern der gedemütigte Körper, der beschädigte Körper, der Körper, dem der narzistische Glanz genommen worden ist, der gefoltete Körper, dem ein Geheimnis entrisen werden soll. Der Körper, der Nacktheit als eine gesellschaftliche Dimension ertragen muß, erlaubt uns keinen Ausstieg aus der Zeit, weder der Vergangenheit, deren Erfahrungen im selbstreflexiven Blick auf ihn immer gegenwärtig sind, noch der Zukunft, die sich auf ihm ankündigt. Auch die Entblößung des Fleisches in narzistischem Glanz versteckt hinter ihrer Perfektion die Angst, daß die Zeit sich in diesen Körper einschreiben könnte, und so sichtbar würde, daß sein Leben Verwesung ist.

Diese gesellschaftliche Dimension von Nacktheit sieht uns an in den Bildern von Diane Arbus: »Nudist Lady with swan sunglasses« und »Retired man and his wife at home in a nudist camp one morning«. Beides im Gegensatz zu ihren Freak-Fotos — Aufnahmen von sehr unspektakulären Situationen und Personen. Mann und Frau, ca. Mitte 60, mit Stehlampe, Glashschan, Fernseher, Familienbildern, Sofakissen, Tüllgardine, das Bild einer Nackten, Typ Zigeunerin, in verführerischer Pose über dem Kopf des Mannes, und alle drei sehen den Betrachter an. Die latente Komik des Bildes liegt im Zusammentreffen von bekleidetem Zimmer (mit Möbeln), bekleidetem Fernseher (mit Dekorationsgegenständen und einer »Haut«, dem Deckchen), bekleidetem Fußboden (mit einem Teppich) und den Menschen, die inmitten dieser Kürzel für Geschmack und Zivilisation alle Hüllen fortgeworfen haben, um sich paradiesischer Nacktheit zu erfreuen. Mann und Frau sitzen

auf dem Sofa in eben der gleichen Haltung, als würden sie Straßenkleidung tragen: er breitbeinig, bequem in den Sessel zurückgelehnt, die Arme auf den Sessellehnen, sie, wesentlich weniger sicher, auf dem Sofa, mit freiem Rücken, leicht vornübergelehnt, mit geschlossenen Beinen, die Hände im Schoß, als müsse sie ihr Geschlecht verdecken. Jeder Muskel ihrer nackten Körper verrät Jahre sozialen Trainings, der Auseinandersetzung mit ihren jeweiligen Rollen (nur der Mann erfährt eine Charakterisierung, er ist »retired«, sie ist eben »his wife«), Funktionen ihrer Körper, den Erwartungen der Umwelt. Ihre in den Raum gestellte Behauptung, daß Nacktheit etwas Natürliches sei, hat den Charme jenes zu einem ungeschickten Gast, der Rotwein auf dem Tisch Tuch verschüttet, gesprochenen Satzes: »Das kann doch jedem passieren, wir sind doch alle nur Menschen.« Das »ewig Menschliche« wird hier zu Natur erklärt. Verführung, inkarniert im Bild der Nackten über dem Kopf des Mannes, schmückt dieses Zimmer, so wie es die Landschaftsgemälde in den kleinstädtischen Wohnzimmern taten, als die Natur langsam aus dem Blickfeld der Städter entschwand. Die Nacktheit der beiden Menschen ist so genau Teil ihrer Umgebung, der Muster und Formen, so direkt genaues Zeichen ihres sozialen Zustandes, daß sie Milieu geworden ist.

Die »Nudist Lady with swan sunglasses« steht auf einer Wiese vor dem Wald, mit vorgeschobenem Standbein, auf den Oberschenkel aufgestützter Hand, sie trägt die schwanförmige Sonnenbrille, eine Kette mit Medaillon um den Hals, und in ihrer lose herunterhängenden Hand baumelt ein Handtuch. Sie betreibt ihre eigene Inszenierung als narzistisches Objekt. Die Nacktheit als Kostüm wird gekrönt von der Sonnenbrille, so wie früher der Hut das Kleid vervollständigte, vom baumelnden Handtuch, da wo früher der Schal, der Schirm oder die Reitpeitsche gehalten

wurden. Das dekorativ-narzistische Objekt hat noch Teil am Verführungswunsch. Die Requisiten, die als Zeichen für Bedecktsein an Verhüllung jedenfalls noch erinnern, erzeugen die Spannung, ohne die Lust nicht denkbar ist. Die Erinnerung an den Ausnahmezustand, der Nacktheit einmal war, ist in diesem Bild noch zu spüren. Die Nackte findet die Pose, verwandelt sich in ein Standbild, wird so für sich, wenn schon nicht zu Kunst, dann zum Arrangement, bedeckt und gekrönt von der Brillenmaske. Die Angst vor dem Ausgeliefertsein ist noch nicht ganz gebannt.

Jeder Spott angesichts dieser Bilder ist nur die Verlegenheit der Angst. Die gesellschaftliche Dimension von Nacktheit ist zuerst einmal immer eine Entzauberung, zu hoch besetzt war der schimmernde nackte Leib. Diane Arbus zeigt seine Bedrohtheit, die Abweichung, seine Peinlichkeit, seine Scham und auch die Inszenierung, das alles vergessen zu wollen, aus der Nacktheit

wieder ein Kostüm zu machen, das reduzierteste von allen, aber trotzdem ein Kostüm. Diese Inszenierung kann so maskenhaft sein, so glamourhaft, wie wir es aus teuren Fotojournalen kennen. Dort hat die triumphierende Nacktheit die Angst vor Beschädigungen wegszeniert, wie sie in den Bildern der Arbus lauert. Dort ist die Inszenierung selbst so perfekt, daß sie verschwindet oder als Methode der Kunsterzeugung sichtbar wird in der Nachfolge der künstlerischen Aktfotografie der 50er Jahre. Perfektion macht undurchdringlich. Der Körper wird zum Zeichen des Körpers, die Nacktheit erscheint in der Maske der Nacktheit. So werden die Körperdinge erträglich. Der Schrecken lauert dann unter der Haut, vielleicht in den Eingeweiden.

¹⁾ R. Sennett: *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens*, Frankfurt 1983.

²⁾ Katalog der Münchener Ausstellung »Das Aktfoto — Ansichten vom Körper im fotografischen Zeitalter«.

Manch einer empfindet Licht, wenn man ihm aufs Auge haut.

T. W. Adorno

Carlos Diablillo H.*

»Wo man Volkswagen baut, geht es den Menschen besser«

Im Meinungsstreit über die Aktivitäten Transnationaler Konzerne in Entwicklungsländern gibt es zwei extreme Positionen, die einander auszuschließen scheinen. Konzernvertreter, auch solche des Volkswagenwerk-Konzerns, qualifizieren ihr Wirken in diesen Ländern gerne als eine besondere Art der Entwicklungshilfe. Verfechter des Ideals einer Emanzipation der »Dritten Welt« und Kritiker ihrer Dependenz vom großen Kapital sehen in der Aktivität Transnationaler Konzerne vor allem eine weitere Ausplünderung des unterentwickelten Teils der Welt. Das ist eine problematische Alternative.

Die Untersuchung des Unternehmens »Volkswagen de México« (VWM) und seiner Autofabrik in Puebla beispielsweise bringt Daten und Argumente zutage, welche die Entgegensetzung dieser Positionen und diese beiden Positionen selbst als abstrakt erscheinen lassen. Die These, die Volkswagenwerk AG (VWAG) leiste mit ihrer Filiale VWM in Mexiko vor allem Entwicklungshilfe, kann ja schon mit dem Hinweis auf die unbestrittene Tatsache kritisiert werden, daß die Erzielung von Profit Sinn und Grundlage der Konzernentwicklung ist und daß auch VWM demgemäß nach Möglichkeit Profite abwerfen und abführen soll. Und ebenso kann der These, daß Transnationale Konzerne in der »Dritten Welt« im wesentlichen die noch vorhandenen Ressourcen plündern, zunächst die gleichfalls unbestrittene Tatsache entgegengehalten werden, daß der Einsatz von Kapital Voraussetzung und Mittel der ausländischen Konzerntätigkeit ist und daß auch die VW AG in nennenswertem Umfang Kapital nach Mexiko transferiert hat. Und würde man Kapitaleinsatz und Kapitalertrag bei der VWM über die zwei Jahrzehnte ihres Bestehens seit 1964 hinweg miteinander vergleichen, dann käme man angesichts der beiden schweren Krisen in der Entwicklung des Unternehmens — in den Jahren 1976/77 und 1983/84 — vielleicht wirklich zu dem Ergebnis, daß der *return on investment*, oder besser: die Profitrate, über diesen Zeitraum hin insgesamt negativ gewesen ist, wie die VWAG gerne verkünden läßt, so daß das mexikanische Engagement von Volkswagen wirklich als Entwicklungshilfe erscheint. Jedoch würde auch ein langfristig positives Verhältnis von Profit und eingesetztem Kapital, wie man es bei der VWM vielleicht noch im Jahre 1981 hat vorweisen können, keineswegs schon als starkes Argument für die These der Ausplünderung gelten können. Denn selbst wenn solche Profite im wesentlichen an das Mutterhaus transferiert und nicht im Lande investiert worden wären, blieben doch die Effekte ganz unberücksichtigt, welche die im Lande verteilten übrigen Bestandteile des hier produzierten Neuwerts auf die Einkommen und sogar auf die wirtschaftliche Entwicklung vor allem in der Region Puebla gehabt haben.

Daran wird deutlich, daß die Aktivität eines Transnationalen Konzerns in einem

* Lic., Profesor e Investigador de Tiempo Completo en la Universidad Autónoma de Puebla, Pue. Der Werbespruch des Titels stammt von der Volkswagenwerk AG und ist zitiert nach Gaby Weber, »Krauts« erobern die Welt, Hamburg 1982, S. 143. Der vorliegende Aufsatz ist das Resümee einer Darstellung, die im wesentlichen auf Auskünften der Unternehmensleitung und der Betriebsgewerkschaft von Volkswagen de México sowie auf Mitteilungen verschiedener ehemaliger und jetziger Mitarbeiter dieser Firma beruht. Übersetzung: Malinche Meier de Diablillo.

Entwicklungsland nicht nur anhand der Waren- und Geldströme beurteilt werden kann, welche die Filiale mit dem Zentrum des Konzerns verbinden. Es müssen vielmehr zusätzlich die realen Bedingungen der Wertproduktion auf einzelwirtschaftlicher und auf gesamtwirtschaftlicher Ebene betrachtet und die realen Wirkungen dieser Wertproduktion im Maßstab des Konzerns wie der Standortregion bewertet werden. Denn: bereits zweimal in ihrer Geschichte, während der erwähnten beiden Krisen, ging es dem Unternehmen VWM so schlecht, daß es als Einzelfirma ohne weiteres in Konkurs hätte gehen können. Natürlich sprechen für die Stützung und Aufrechterhaltung einer Filiale durch den Konzern in solchen Situationen handfeste kurz- und mittelfristige Gründe, vielfach beispielsweise die Haftung der Muttergesellschaft für die jeweils umfänglichen Schulden ihrer Tochter, vom Interesse, überhaupt im Markt zu bleiben, ganz zu schweigen. Diese Tatsache hätte aber sicherlich die langfristige Planung des Konzerns nicht davon abgehalten, das Experiment einer ausländischen Direktinvestition zu beenden, wenn dieses denn wirklich ökonomisch gescheitert wäre. Andere Filialen des VW-Konzerns (in Südostasien/Australien) sind tatsächlich geschlossen worden, als sie dem Ansturm der japanischen Konkurrenz nicht standhielten. VWM aber errichtete nach der schweren Krise der siebziger Jahre am Zaun ihres Werks neben der Autobahn das Schild »Seguimos creciendo«, wir wachsen weiter, und montierte es auch in der Krise 1983/84 nicht ab. Welchen Sinn hat also die Aufrechterhaltung der VWM längerfristig für den VW-Konzern?

Diese Frage läßt sich nicht leicht, kurz und bündig beantworten, wenn man nicht in der Vorstandsetage sitzt; und vielleicht läßt sie sich auch dort nicht genau beantworten. Jedenfalls aber sollten zu den Versuchen einer Antwort Befunde herangezogen werden, welche eine Untersuchung der einzelwirtschaftlichen und gesamtwirtschaftlichen Voraussetzungen der Mehrwertproduktion bei VWM sowie der Einbindung dieses Unternehmens in den VW-Konzern und in die Region Puebla ergeben hat. Wir betrachten im folgenden solche Bedingungen und Wirkungen der Tätigkeit der VWM, um zumindest besser einschätzen zu können, was von der eingangs genannten Alternative der Bewertung dieser Tätigkeit zu halten ist.

Die Tendenz zur Unterakkumulation und Überausbeutung

Der Produktionsbetrieb der VWM in Puebla ist darauf ausgerichtet, mit dem Einsatz von viel Arbeitskraft und wenig Sachkapital in kleinem bis mittlerem Umfang Automobile und Autoteile zu produzieren. Der Betrieb ist mit einer Mischung von alten, mittelalten und einigen neuen Anlagen, Maschinen und Werkzeugen ausgestattet. Dabei ist vielfach die Neigung zu beobachten, Produktionsmittel bis zum technischen Verschleiß zu nutzen. Das impliziert eine nur langsame Entwicklung der technischen Relation von Arbeitskraft und Produktionsmitteln (technische Zusammensetzung des Kapitals) und bremst unter Umständen auch die Entwicklung ihres wertmäßigen Verhältnisses (organische Zusammensetzung des Kapitals). Hinzu kommt, wie bei Filialen Transnationaler Konzerne in Entwicklungsländern üblich, eine Neigung zur Unterausstattung des Unternehmens mit Eigenkapital bzw. zu Kapitalerhöhungen vor allem zwecks Erhöhung der Kreditfähigkeit. Diese Unterkapitalisierung, die der Minimierung finanzieller und politischer Risiken dient, geht mit einer Konzentration der Investitionen auf bestimmte Erweiterungs- oder Modernisierungsvorhaben in Perioden mit hohen Gewinnen einher und führt unter Umständen zu starken Verzögerungen von Investitionsmaßnahmen in anderen Betriebsbereichen und weniger erfolgreichen Perioden. Insoweit hier notwendige Er-

satzinvestitionen oder notwendige Modernisierungsinvestitionen unterbleiben, kann von einer Unterakkumulation von Kapital gesprochen werden. Diese definieren wir mithilfe gebrauchswertmäßiger Kriterien: Notwendige Ersatzinvestitionen sind solche Investitionsmaßnahmen, die eine konservative Reproduktion des realen Anlagenbestands sichern (Investitionen für den manifesten Reproduktionsbedarf). Unterbleiben sie, werden die Anlagen, Maschinen und Werkzeuge langsam aber sicher zu bloßem Schrott. Es ist ersichtlich, daß solche Investitionen in bestimmten Bereichen (z. B. schrottreife Anlagen in der Mechanischen Fertigung und im Presswerk) unterbleiben. Notwendige Modernisierungsinvestitionen sind demgegenüber solche Investitionsmaßnahmen, die eine progressive Reproduktion des realen Anlagenbestands (entsprechend dem internationalen Stand der Produktivkraftentwicklung) zum Inhalt haben, und auch in diesem Fall gibt es Bereiche im Betrieb der VWM, wo ein solcher latenter Reproduktionsbedarf nicht befriedigt wird (z. B. das Lackieren durch Spritzpistolen mit der Hand, vermutlich auch Anlagen in der Gießerei). Eine solche Unterakkumulation von Kapital verstärkt die Neigung, die wertmäßige oder organische Kapitalzusammensetzung niedrig zu halten. Diese Unterakkumulation ist gesamtbetrieblich aber nur als Tendenz wirksam, da es andere Betriebsbereiche gibt, in denen Modernisierungsinvestitionen mit mehr oder minder großem Kapitalaufwand vorgenommen wurden (vor allem die neue, stark automatisierte Motorenfertigung, aber auch: moderne Werkzeugmaschinen in der Mechanischen Fertigung). Insoweit diese Tendenz jedoch wirksam wird, wird der Einsatz von fixem konstanten Kapital bei VWM beschränkt und somit eine Voraussetzung für eine erhöhte Kapitalrentabilität oder Profitrate geschaffen.

Diese Grundlage wird durch die Politik des Konzerns ergänzt, die Lohnkostenvorteile des Standorts Puebla in großem Umfang für die Mehrwertproduktion zu nutzen. Dabei ist die Neigung vorherrschend, Ausweitungen des Produktionsumfangs nicht durch Steigerungen der Arbeitsproduktivität, sondern durch eine entsprechende Ausweitung des Arbeitsvolumens zu bewerkstelligen. Dies geschieht entsprechend den Möglichkeiten des mexikanischen Arbeitsgesetzes zum einen durch eine Vermehrung der Arbeitskräfte (vor allem durch den Einsatz von Zeitvertrags-Arbeitern, »obreros eventuales«), zum anderen (trotz der im neuesten Kollektivarbeitsvertrag durchgesetzten Arbeitszeitverkürzungen auf 44 bzw. 42 bzw. 40 Stunden) durch Verlängerungen der Arbeitszeit (vor allem durch Pflicht-Überstunden). Das schließt entsprechende Steigerungen der im Betrieb produzierten Mehrwertmasse und unter Umständen auch der durchschnittlichen Mehrwertrate ein. Dazu kommt eine Neigung zur Unterbezahlung der Masse der Arbeitskräfte bei gleichzeitiger lukrativer Entlohnung von einigen hundert Arbeitern in den oberen Lohngruppen. Zwar liegt das Lohnniveau von VWM an der Spitze der Lohnskala in Puebla und immerhin noch im Mittelfeld der Automobilindustrie (Endhersteller) in Mexiko, und das durchschnittliche Einkommensniveau der mexikanischen Arbeiter, das anscheinend beim gesetzlichen Mindestlohn oder noch darunter liegt, wird weit überschritten. Das durchschnittliche Niveau der Reproduktion der gesellschaftlichen Arbeitskraft ist aber in einem durch schwere Wirtschaftskrisen gekennzeichneten Entwicklungsland kein Maßstab für die angemessene tatsächliche (nämlich: materiell-kulturelle) Reproduktion der Arbeitskraft eines Arbeiters, insbesondere eines unter großindustriellen Bedingungen arbeitenden Arbeiters. Verschiedene Schätzungen des tatsächlichen Reproduktionsbedarfs mexikanischer Arbeiterfamilien deuten darauf hin, daß das verfügbare Durchschnittseinkommen der VWM-Arbeiter, jedenfalls in den Jahren der Wirtschaftskrise seit 1982 (nach dem Preis- und Tarifstand vom Mai 1984) allenfalls für eine bescheidene materiell-kulturelle Reproduktion der Arbeiterfamilien und damit der Arbeitskraft

ausreicht. Diese miserable Situation ist auch durch die Tarifrevision zum 1. Juli 1984 nicht verbessert worden, da die Lohnerhöhung nicht höher als die amtlich und damit konservativ geschätzte Inflationsrate für 1984 lag. Daher muß auch für 1985 davon ausgegangen werden, daß die Gruppe der unterdurchschnittlich bezahlten Arbeiter von VWM mit ihrem Lohn sogar eine lediglich konservative Reproduktion ihrer Arbeitskraft nicht finanzieren kann, was in besonderem Maße für diejenigen Zeitvertrags-Arbeiter gilt, die nur für kürzere Zeit und nicht wiederholt kontraktiert werden. Die Folgen sind in diesen Fällen, wenn andere Unterhaltungsmittel nicht herangezogen werden können, zumindest Fehlernährung (wahrscheinlich besonders der Arbeiterkinder) und eine äußerste Einschränkung aller nicht-materiellen Bedürfnisse. Da somit viele Arbeiter bei VWM (in den stark unterdurchschnittlich bezahlten untersten beiden Lohngruppen sind 1984/85 immerhin ein Viertel bis ein Drittel der Arbeiter insgesamt beschäftigt) ihren materiell-kulturellen Reproduktionsbedarf mit ihrem Einkommen bei VWM heute nicht decken können, muß zumindest hier (und wiederum im Sinne einer gebrauchswertmäßigen Bestimmung) von einer »Überausbeutung der Arbeitskraft« (Marini) gesprochen werden. Dies gilt insbesondere, wenn man die Wirkungen jener Belastungen auf den Zustand der Arbeitskraft in Rechnung stellt, die von den realen Arbeits- und Lebensbedingungen dieser Arbeiter ausgehen, beispielsweise den Gesundheitsverschleiß durch Arbeitshetze und Wohnverhältnisse. Umso mehr würde ferner der latente Reproduktionsbedarf der Arbeitskraft unterschritten, der sich nach dem Maßstab einer progressiven Reproduktion der Arbeitskraft ergäbe, wie sie in entwickelten kapitalistischen Ländern möglich ist. Dieses Maß der Überausbeutung würde am krassen Unterschied zwischen den Durchschnittslöhnen bei VWM und bei der VWAG in der BRD deutlich, ohne daß mit diesem Argument für einen pauschalen Transfer der Struktur des Warenkorbs einer westdeutschen Arbeiterfamilie nach Mexiko plädiert werden soll. Wegen der ausreichenden Entlohnung anderer Arbeitergruppen — gemessen am zuerst genannten Maßstab, dem tatsächlichen Bedarf an Unterhaltungsmitteln für die volle Erneuerung der Arbeitskraft — sollte jedoch nur von einer Tendenz zur Überausbeutung im Rahmen des Betriebs von VWM gesprochen werden. Diese wirkt freilich eindeutig dahin, die Mehrwertrate in der Wertproduktion weiter zu steigern und dadurch eine weitere Voraussetzung für eine erhöhte Kapitalrentabilität oder Profitrate zu schaffen.

Die Ausnutzung außerbetrieblicher Reichtumsquellen

Die Produktion von Mehrwert und seine Realisierung als Gewinn wird durch Bedingungen des *ökonomisch-politischen Umfelds der VWM* und deren mehr oder minder geschickte Ausnutzung durch das Management positiv oder negativ beeinflusst. Dazu rechnen insbesondere die außerbetriebliche Fundierung und Akzentuierung der Kostenvorteile beim Einsatz von Arbeitskräften und von Produktionsmitteln im Werk Puebla sowie die Nutzung der Machtstellung des Unternehmens zur Akquisition außerbetrieblich erzeugter Werte und zur verbesserten Realisierung des selbsterzeugten Mehrwerts.

Die Lage eines unterentwickelten Landes ermöglicht an sich bereits, daß VWM seine Aufwendungen für Arbeitskraft und Produktionsmittel — absolut wie international gesehen — niedrig hält: die Existenz eines permanenten Arbeitslosenheers, die Akzeptanz in Bezug auf eine obsoletere Produktionstechnik, die anscheinend arbeiterfreundliche, in Wirklichkeit durchaus auch kapitalfreundliche Arbeitsgesetzgebung, die Industriepolitik und Lohn- und Preispolitik des Staates sorgen schon

dafür, daß billige Arbeitskraft zur Verfügung steht und die Produktionsmittel nicht zu teuer zu stehen kommen. Diese gesamtwirtschaftliche und gesamtpolitische Fundierung niedriger Produktionskosten (denen freilich eine Kostensteigerung infolge mangelnder Skalenökonomie gegenübersteht) wird durch spezifische Akzentuierungen von Kostenvorteilen außerbetrieblichen Ursprungs ergänzt.

Hierzu zählt einmal die zusätzliche oder übermäßige Verausgabung von Arbeitskraft außerhalb des Unternehmens, die durch den Druck der industriellen Reservearmee zustandekommt (Aguilar), also die (gesamtwirtschaftliche) Überarbeit in anderen Betrieben oder Sektoren und die Zusatzarbeit im Familienverbund, die sich als Dämpfung von Material- und Lohnkosten im Unternehmen selbst auswirken. Besonders hervorzuheben ist die Unterstützung von Arbeitskräften für VWM durch anderswo erwirtschaftete Subsistenzmittel, die es der Firma ermöglicht, die Regulierung des Arbeitsvolumens vorzugsweise durch die Einstellung und Entlassung von Zeitvertrags-Arbeitern vorzunehmen, und die damit auch erlaubt, die Hoffnung dieser Arbeiter auf eine Stellung als Stammarbeiter für eine Steigerung der Arbeitsintensität zu nutzen. Beides führt zu einer spürbaren Verringerung der Lohnkosten. Hierzu zählt zweitens die Nutzung von monopolisierten oder von frei zugänglichen Umweltmedien als Betriebsmittel, sei es für die Produktion, sei es für die Produkte der Fabrik in Puebla. Von besonderer Bedeutung ist hier die hemmungslose Verschmutzung der Luft in den großen Ballungsräumen des Landes, vor allem im Hauptstadtbezirk, durch den massenhaften Betrieb des VW-Sedán/Käfer, eines Fahrzeugs, dessen Export in andere Länder unter anderem wegen der Vorschriften zur Luftreinhaltung und Abgasbeschränkung schon jetzt oder in Kürze nicht mehr möglich ist, dessen fortgesetzte Produktion es der VWM aber erlaubt hat, in der Mechanischen Fertigung und vermutlich auch im Preßwerk an völlig überalterten Produktionsanlagen festzuhalten. Das ermöglicht natürlich eine zusätzliche Senkung des Kapitalaufwands für Produktionsmittel. Zu dieser Ausnutzung der gesellschaftlichen Arbeitskraft und der Naturressourcen für die Steigerung der Mehrwertrate und Senkung der organischen Kapitalzusammensetzung tritt die Nutzung von Ressourcen, die beim Staat konzentriert sind, für die Verbilligung des fixen und des zirkulierenden konstanten Kapitals im Produktionsprozeß der VWM. Infrastrukturelle Leistungen (Verkehrswege, Elektrizitätsversorgung) und zweckgebundene Subventionen des Staats (für die Beschaffung von Maschinen und Material) ermöglichten weitere Beschränkungen des erforderlichen Anlage- und Umlaufvermögens und damit des Kapitalaufwands für Produktionsmittel an sich wie im Verhältnis zum Aufwand für die Arbeitskraft. Die Ausnutzung menschlicher und natürlicher Ressourcen und die Nutzung fiskalischer Ressourcen führten so insgesamt zu zusätzlichen Steigerungen der Mehrwertrate und Senkungen der organischen Zusammensetzung des Kapitals und damit zu einer Erhöhung der möglichen Profitrate.

Die Rentabilität des bei VWM eingesetzten Kapitals konnte jedoch auch durch die Akquisition extern produzierter Werte gesteigert werden, und sie mußte durch eine effektive Realisation des intern produzierten Mehrwerts gesichert werden. Bei der Lösung dieser Aufgaben kommt es besonders auf ein geschicktes Geltendmachen der Machtstellung eines Transnationalen Konzerns in der ökonomisch-politischen Entwicklung eines Landes an. Die Ausnutzung des Staatshaushalts (z. B. Erlangung von Steuerbefreiungen, Erlassung von Zöllen) und die Beeinflussung der Staatsverwaltung (z. B. Auslegung eines Dekrets über die Automobilindustrie, Durchsetzung von Preiserhöhungen) gehören bereits zu diesem Thema. Etwas schwieriger dürfte die Förderung der Wertakquisition und Mehrwertrealisation durch Machtentfaltung in der Sphäre der Waren- und Geldzirkulation gewesen

sein. Hier muß nicht mit menschlichen Entscheidungen staatlicher Amtsträger, die zumal in Mexiko leicht zu beeinflussen sind, gerechnet werden, sondern mit sachlichen Gesetzmäßigkeiten, insbesondere mit den hohen Kosten der Produktion der Zulieferindustrie, mit den unvermeidbaren Importverteuerungen bei Peso-Abwertungen, mit der begrenzten Aufnahmefähigkeit des Inlandsmarkts und mit der eingeschränkten Wettbewerbsfähigkeit auf Auslandsmärkten. Hier kommt es daher mehr als sonst auch auf ein qualifiziertes Management an, das die ökonomischen und politischen Machtmittel des Unternehmens geschickt einsetzt, um die Preise für Zuliefererzeugnisse durch Pressuren auf die Lieferanten und veränderte Beschaffungsstrategien möglichst unter ihren Produktionspreis zu drücken (wie im Kostensenkungsprogramm von 1983/84), um die Wirkungen von Verschlechterungen des Wechselkurses durch vorweggenommene Beschaffung des Importmaterials von der VWAG zu dämpfen (wie wahrscheinlich durch den Importboom bei VWM 1981); um die Verkaufspreise auf Kosten der Konzessionäre und der Konsumenten rechtzeitig über die prognostizierte Inflationsrate zu steigern (wie bei der Welle von Preiserhöhungen für VWM-Produkte im Jahre 1984); und um durch die rechtzeitige Planung von Exportoffensiven die Exportchancen, welche Peso-Abwertungen eröffnet haben, jedenfalls auf jenen ausländischen Spezialmärkten zu nutzen, auf denen man, etwa mit bestimmten Autoteilen, wettbewerbsfähig sein kann (wie bei der Mittelfristplanung 1985-1989 von Exportprojekten in Richtung USA). Die tatsächliche Kapitalrentabilität oder Profitrate von VWM hat außer von den angedeuteten Gesetzmäßigkeiten stets auch wesentlich davon abgehungen, wieweit solche Möglichkeiten einer ergänzenden Akquisition fremder Werte und einer wirksamen Realisation des eigenen Mehrwerts vom Management genutzt wurden. Und nicht immer hat das Management hierbei eine glückliche Hand gehabt.

Beiträge zur Kapitalverwertung im Konzernmaßstab

Die Rolle der VWM im VW-Konzern ist nicht auf die Profitproduktion in Puebla und den Profittransfer nach Wolfsburg — soweit es sie gibt — beschränkt, sondern ergibt sich aus der Gesamtheit der Beziehungen des Unternehmens im Konzern. Diese Rolle verändert sich selbstverständlich nicht nur durch die eigene Aktivität der VWM, sondern auch und vor allem durch die Entwicklung des Konzerns und der Muttergesellschaft, ferner durch den Wandel der betreffenden Inlandsmärkte und durch Veränderungen weltwirtschaftlicher Verhältnisse. In der Geschichte des VW-Konzerns sind dementsprechend verschiedene ökonomische Funktionen der VWM für den Konzern und für andere Konzerngesellschaften verwirklicht worden, insbesondere die Funktion einer »Exportplattform« für die VWAG, die Funktion einer »Produktionsplattform« für den VW-Konzern und die Funktion einer »Importplattform« für den Materialbezug durch größere VW-Filialen. Diese Funktionen sind, wie wir sehen werden, teils gleichzeitig, teils nacheinander realisiert worden. Sie sind als verschiedenartige Beiträge zur Verwertung des Kapitals des Gesamtkonzerns zu bewerten.

Die VWM ist Nachfolger der 1954 gegründeten Firma Volkswagen Mexicana, welche dem Import fertiger Automobile und wenig später auch von zerlegten Fahrzeugen der VWAG diente, die dann in Mexiko montiert wurden, woraus schließlich ein eigener Montagebetrieb und 1964 das Unternehmen Volkswagen de México entstanden. Dieses frühe Engagement der VWAG in Mexiko hatte eindeutig den Zweck, dazu beizutragen, die in der BRD aufgebaute Produktionskapazität von VW auszulasten und die Produkte gewinnbringend zu verkaufen. Diese Marktsi-

cherungsfunktion wurde nicht aufgegeben, als die VWM 1965 bis 1967 in Puebla einen eigenen Produktionsbetrieb errichtet hatte, denn die Fabrikation des Sedán/Käfer und der nachfolgenden Fahrzeuge blieb (trotz des Anstiegs des inländischen Anteils am Wertprodukt, des »Integrationsgrades«) immer, bis heute hin, auf den Import wesentlicher Teile angewiesen; vor allem von der VWAG, aber später auch von der VW do Brasil und der VW of America. Wenngleich diese Lieferungen inzwischen nur noch jeweils etwa ein Prozent der Umsätze der VWAG und der beiden großen amerikanischen VW-Filialen ausmachen, haben sie für den Konzern doch ökonomischen Sinn. Durch die im Umsatz enthaltenen Durchschnittsgewinne und vor allem durch Zusatzgewinne infolge der Überbewertung bestimmter Produktionskosten und infolge eventueller Überfakturierungen entstehen durch diesen Export von Autoteilen, CKD-Sätzen und Werkzeugen heute noch Gewinne für die VWAG und für die beiden anderen Gesellschaften in einer nicht zu verachtenden Größenordnung. Insgesamt kann die Funktion der VWM als *Exportplattform* daher als Beitrag zur Verwertung des in der BRD, in Brasilien und in den USA angelegten Kapitals des VW-Konzerns (durch Förderung der Auslastung des produktiven Kapitals und der Realisierung des dort produzierten Mehrwerts) betrachtet werden.*

VWM wurde gegründet, als die VWAG bereits über die drei größten VW-Betriebe in der BRD und außerdem über bedeutende Auslandsfilialen verfügte. Mit der Errichtung der Fabrik in Puebla und den beiden Werkserweiterungen Anfang der siebziger und Anfang der achtziger Jahre wurde offenbar überschüssiges Kapital der VWAG, dessen Anlage in der BRD zu Überkapazitäten geführt hätte, in Mexiko produktiv und prinzipiell profitabel gebunden. Damit wurde eine verhältnismäßig eigenständige Produktionsstätte für Automobile und Autoteile errichtet, die allerdings auf die Lieferung technisch zentraler Aggregate (besonders: Getriebe) durch den Konzern angewiesen blieb und deren Rentabilität wesentlich von der Ausnutzung gesamtwirtschaftlicher Reichtumsquellen sowie von der geschickten Akquisition außerbetrieblicher Werte und wirksamen Realisation der eigenen Wertschöpfung abhing. Man kann immerhin davon ausgehen, daß dieses Unternehmen mit Ausnahme der Aufbaujahre sowie der Krisenjahre 1974/77 und 1982/84 höchst erfolgreich verwirklicht wurde. VWM hat insoweit als relativ selbständige *Produktionsplattform* auch einen eigenen Profitbeitrag zur Kapitalverwertung im Konzernmaßstab und einen eigenen Beitrag zur Präsenz von VW auf dem Weltmarkt leisten können und im übrigen immerhin der Tendenz zur Kapitalüberakkumulation bei der VWAG entgegengewirkt.

Die schwere Krise der Automobilindustrie in Mexiko und der VWM Mitte der siebziger Jahre hat allerdings die Fragilität dieser Profitabilität deutlich werden lassen. Die VWAG begann daraufhin, im Einklang mit der Autoindustrie-Politik der Regierung und ähnlich wie die meisten anderen Autohersteller in Mexiko (Chrysler, Ford, General Motors, Nissan und Renault), ihrer mexikanischen Filiale eine weitere ökonomische Funktion im Konzern zuzuweisen, indem sie eine Verstärkung der Exporte innerhalb des Konzerns diktierte. Allerdings nutzte der Konzern die VWM im mexikanischen Automobil-Boom 1978 bis 1981 auch wieder verstärkt als Exportplattform für die Kapazitätsauslastung bei der VWAG und anderen VW-Filialen und als Produktionsplattform für die selbständige Profitproduktion. Doch wurde VWM seit der Wende der siebziger zu den achtziger Jahren auch die Aufgabe zugewiesen, abgesehen von der Produktion für den nationalen Markt und der fort-

* Wir verwenden, abweichend vom üblichen Sprachgebrauch, hier den Begriff Exportplattform, um zu verdeutlichen, daß die Eröffnung von Möglichkeiten des Warenexports für das Konzernzentrum für diese Funktion kennzeichnend ist.

laufenden Exportproduktion von Käfern/Sedans und Ersatzteilen für die VWAG, in größerem Umfang Autoteile für andere VW-Gesellschaften zu erzeugen. Der Betrieb in Puebla wurde verstärkt in die interne Arbeitsteilung des VW-Konzerns, die sogenannte Verbundfertigung, einbezogen. Mit der Errichtung des neuen, stark automatisierten Motorenwerks in Puebla, das nach den Vorstellungen der VWAG noch weit größer werden sollte, als es nun tatsächlich ist, wurden insbesondere Voraussetzungen für den Export von Motoren, besonders zur VW of America, geschaffen. Damit wurde die dritte ökonomische Funktion der VWM realisiert, nämlich die Funktion einer *Plattform* für billige *Importe* von Autoteilen durch andere VW-Gesellschaften, vor allem die VW of America. Dementsprechend hat seither der Teileexport der VWM zugenommen und der Käfer/Sedán-Export, der in absehbarer Zeit ausläuft, abgenommen. Man kann annehmen, daß die Lohnkostenvorteile in Verbindung mit der gesteigerten Arbeitsproduktivität in der Fertigung der Export-Motoren eine kostengünstige Produktion dieses Exportartikels erlauben und daß die konzerninternen Verrechnungspreise für diese Motoren und für andere exportierte Verbundteile, zum Beispiel Achsen, die VWM benachteiligen. Der ökonomische Sinn der Tätigkeit von VWM für den VW-Konzern liegt dann in diesem Fall in der Subventionierung der Produktion von Fahrzeugen in den größeren VW-Gesellschaften, insbesondere derjenigen in den USA. Daß die mexikanische VW-Filiale auf diese Weise zur Verwertung des Kapitals im Konzernmaßstab beitragen kann, was freilich ein entsprechendes Produktions- und Absatzvolumen besonders in den USA voraussetzt, wird nicht zuletzt dadurch bekräftigt, daß die mittelfristige Planung der VWAG für VWM insbesondere die Forcierung des Exports von Teilen in die USA vorsieht, zudem vielleicht auch den Export kompletter Einheiten des A2-Modells, das konzernweit produziert werden soll.

Schrittmacher einer verarbeitungsindustriellen Enklavenwirtschaft

Die verschiedenartigen Beiträge der mexikanischen VW-Filiale zur Verwertung des Kapitals im Konzernmaßstab schließen eine bestimmte *Rolle der VWM in der Region Puebla* sowie bestimmte Wirkungen auf diese Standortregion ein, die insgesamt als Prägung ihrer wirtschaftlichen Entwicklung bezeichnet werden müssen. Die ehemals vorwiegend durch Land- und Viehwirtschaft, Textil- und Nahrungsmittelindustrie sowie Handel und Kleingewerbe bestimmte Region Puebla-Tlaxcala erfuhr im Ballungsraum um die Stadt Puebla die Ansiedlung von Großbetrieben der Fahrzeugbau-Industrie, der Eisen- und Stahlverarbeitung und Kunststoffverarbeitung und schließlich der Chemisch-Pharmazeutischen Industrie, welche die Entstehung weiterer Betriebe nach sich zog und für die die Errichtung des Betriebs der VWM am Stadtrand Pueblas eines der Startzeichen war. Die Entwicklung der industriellen Produktion und die Zusammensetzung des Bruttoinlandsprodukts der Region wurde wesentlich durch VWM als einem führenden Unternehmen mit dem größten Betrieb Pueblas vorangebracht und geformt. Die Rolle der VWM in der Region, deren Tätigkeit im Kern in der Ausnutzung transnationaler Monopolmacht zwecks Produktion und Appropriation abstrakter Werte besteht, läßt sich als Schrittmacher einer verarbeitungsindustriellen Enklavenwirtschaft charakterisieren, die als Erscheinungsform einer »verstümmelten Industrialisierung« (Fajnzylber) gelten kann.

Die industrielle Produktion von Personen- und Kombinationsfahrzeugen ist dadurch gekennzeichnet, daß sie einen großen Bedarf an Vor- und Zwischenproduk-

tion (Autoteilen) hat und selber keine Produktionsmittel für die Industrie erzeugt. Automobilbau-Unternehmen mit dieser Produktpalette leisten daher kaum einen Beitrag zur industriellen Entwicklung und sind auf den Bezug von Autoteilen und von Maschinerie von anderen Firmen angewiesen. Als Agent transnationaler Monopolmacht in einem Entwicklungsland hat VWM lange Zeit auf die Installation moderner Produktionsanlagen verzichtet und im wesentlichen gebrauchte Produktionsmittel von der Muttergesellschaft importieren müssen, und auch die neuen Anlagen des stark automatisierten Motorenwerks wurden aus der BRD bezogen. VWM war zudem zwar genötigt, wegen der Auflagen der staatlichen Autoindustrie-Politik eine Reihe von Vor- und Zwischenprodukten in Mexiko produzieren zu lassen, hat aber jedenfalls bestimmte strategische Zwischenprodukte, zum Beispiel Getriebe, bislang immer von anderen VW-Gesellschaften bezogen. Die Abstraktheit der Wertproduktion der VWM zeigt sich unter anderem darin, daß das Unternehmen entgegen den Industrialisierungsbedürfnissen des Gastlandes und der Industrialisierungspolitik seiner Regierung weder die Erzeugung industrieller Produktionsmittel oder wirklich kompletter Produkte betrieb noch auch die Produktion industrieller Produktionsmittel in Mexiko wesentlich angeregt oder die Importe industrieller Zwischengüter absolut verringert hat. Daher ist die Tätigkeit der VWM wie der Autoindustrie in Mexiko allgemein zunächst ein Beispiel für das »Scheitern« (Ramirez) einer importsubstituierenden Industrialisierung unter transnationaler Regie. Für die Entwicklung der regionalen Wirtschaft am Standort der VWM bedeutete dies aber, daß die Errichtung und Erweiterung des Betriebs am Stadtrand Pueblas nur verhältnismäßig wenige Ansiedlungen von Zulieferbetrieben in der Region und eben fast nur von Betrieben der Autoteileindustrie nach sich gezogen hat. Es handelt sich im wesentlichen um einige Niederlassungen westdeutscher Lieferanten der VWAG, in denen zum Beispiel einfachere oder sperrige Autoteile, etwa Kupplungen oder Autositze, erzeugt werden, die eigentlich auch in der Fabrik von VWM selbst erzeugt werden könnten. Die übrigen größeren Betriebsgründungen im Ballungsraum Puebla sind etwa Fabriken der Eisen- und Stahlverarbeitung oder der Chemisch-Pharmazeutischen Industrie, ohne wesentliche Lieferbeziehungen zur VWM. Sie alle bilden zusammen mit einer Anzahl von mittleren und kleinen Betrieben (darunter auch kleinere Zulieferer von VWM und Werkstätten für VW-Fahrzeuge) einen heterogenen Industriekomplex, der sich im Widerspruch zu den traditionellen Wirtschaftsbereichen, das heißt: zur Land- und Viehwirtschaft, zur Nahrungsmittel- und Textilindustrie und zum Handels- und Dienstleistungsbereich entwickelte. Die modernen kapitalkräftigeren Industrien entwickelten sich im Gegensatz zu diesen traditionellen Wirtschaftsbereichen, vor allem im Kampf um die Subventionen und Dienstleistungen des Staates, aber auch in einer Einheit mit diesen traditionellen Wirtschaftsbereichen als den Hauptquellen und den Auffangbecken der wachsenden industriellen Reservearmee. Dieser neue Komplex von Industrien, der auf den Ballungsraum Puebla und einige Entwicklungsachsen, vor allem an der Autobahn, beschränkt ist, muß in Bezug auf die Region Puebla-Tlaxcala (zumal in räumlicher Hinsicht) als Enklavenwirtschaft bezeichnet werden.

Der poblaner Industriekomplex zeichnet sich durch eine überdurchschnittliche Arbeitsproduktivität, gemessen am Durchschnitt der Wirtschaft in der Region, aus. Die Wertproduktion in diesem Industriekomplex, an der die VWM einen hohen Anteil hat, kommt zweifellos der Entwicklung des Bruttoinlandsprodukts der Region zugute, zumal sie besonders über die Lohnzahlungen beachtliche multiplikative Effekte hat. Es handelt sich dabei allerdings um einen Komplex spezifischer Industrien. Der Charakter ihrer Produktion wird wiederum besonders durch den VWM-

Betrieb in Puebla repräsentiert, nicht nur, weil dessen rund 11.000 Arbeiter im Jahre 1984 die umfangreichste Industrie-Produktion in der Region bewerkstelligen, sondern auch, weil die Automobil-Industrie eine typische Produktionsstrategie kapitalistischer Warenproduktion verkörpert.

Diese Produktionsstrategie besteht in der industriellen Transformation von Materialien und Energien zu individuellen Konsumgütern und ihren Vorprodukten in großem Maßstab mithilfe einer bestimmten Prozeßtechnologie, die eine bestimmte Produkttechnologie zum Gegenstand hat. Es handelt sich um eine Prozeßtechnologie, die sich um die Aufbringung der Ressourcen, die externen Wirkungen der Produktion und die Entsorgung der Produkte nicht kümmert und die man als »Verarbeitungstechnik« (Roos) bezeichnet hat; ferner um eine Produkttechnologie, die nicht mit den Erfordernissen gesellschaftlichen Fortschritts, insbesondere nicht mit den Bedürfnissen der arbeitenden Bevölkerung, im Einklang steht. Eine solche Produktionsstrategie, die bis heute besonders in der Automobilproduktion, aber keineswegs nur hier verkörpert ist, kann als Strategie einer Verarbeitungsindustrie bezeichnet werden. Sie ist für den Komplex neuer Industrien in Puebla — von der Eisenverarbeitung bis zur Kunststoffverarbeitung — mehr oder weniger typisch. Die Implantation dieser Produktionsstrategie in ein Entwicklungsland durch einen Transnationalen Konzern verleiht ihr zudem oft besondere Züge. Das ist jedenfalls bei VWM der Fall. Der Grund dafür ist selbstverständlich das Interesse an der Verwertung des Kapitals im Konzern und die große Abhängigkeit der Filiale vom Zentrum des Konzerns. Die VWAG determiniert sowohl die Prozeßtechnologie als auch die Produkttechnologie, da sie von der Modellentwicklung über die Investitions- und Produktionsplanung bis zur Qualitätskontrolle alles in der Hand hat. Die Automobil- und Autoteileproduktion erfolgt aufgrund dieser Abhängigkeit in Puebla nicht nur nach den Fertigungs- und Prüfplänen aus Wolfsburg, sondern auch vielfach nur in mittelmäßig mechanisierten Produktionsprozessen mit hohem Einsatz von Arbeitskräften, dazu oft mit ausgedienten Maschinen der Muttergesellschaft oder anderer VW-Filialen. Diese Prozesse und Maschinen sind unter den Gesichtspunkten der Materialökonomie, der Humanisierung und Qualifizierung der Arbeit und der Produktqualität meist alles andere als optimal. Und produziert werden in Puebla aufgrund des ökonomischen Interesses der VWAG nicht einfach nur Personenwagen, was sich ohnehin nicht mit einer vernünftigen Entwicklung des Verkehrswesens in den großen Ballungsräumen Mexikos verträgt, sondern bislang überwiegend ältere bis uralte Autotypen, deren Technologie die Naturressourcen und die Umweltmedien besonders beansprucht oder belastet. Schließlich: die Produktion erfolgt mithilfe eines hohen Einsatzes von Vorprodukten, die zu erheblichen Teilen (unter Belastung der Handelsbilanz des Landes) vor allem aus der BRD importiert werden, so daß der Beitrag von VWM zur regionalen Wertschöpfung höchst unterdurchschnittlich ist.

Die Folgen einer solchen Produktionsstrategie, wie sie ähnlich auch von vielen anderen Betrieben des poblaner Industriezentrums praktiziert wird, sind im Ballungsraum Puebla überall sichtbar. Sie reichen von der Verknappung bestimmter Naturressourcen (Grundwasser, Ackerland) bis zur Verschmutzung bestimmter Umweltmedien (Luftverschmutzung, Wasservergiftung). Besonders wichtig sind die zwiespältigen Wirkungen auf den Arbeitsmarkt. Da hier mit großen Mengen von Arbeitskräften in oft nur mittelmäßig mechanisierten Arbeitsprozessen produziert wird, werden durchschnittlich zwar Arbeitskräfte in großer Zahl beschäftigt, aber die Arbeitsplätze sind stark konjunktur- und saisonabhängig und der Anteil qualifizierter Arbeitsvorgänge ist nicht sehr groß.

Insgesamt werden daher die in der Region verfügbare gesellschaftliche Arbeits-

kraft, die Naturressourcen und Umweltmedien nicht planvoll-umfassend genutzt, sondern einseitig ausgenutzt. Stellt man zudem den Enklavencharakter des poblaner Industriekomplexes innerhalb der Region Puebla-Tlaxcala in Rechnung, dann wird deutlich, daß die Industrialisierungswelle der sechziger und siebziger Jahre mit VWM als Schrittmacher die Produktivkräfte der Region nur beschränkt und einseitig entwickelt hat.

Zusammenfassung

Die Frage, ob die Tätigkeit der Filiale der VWAG in Mexiko als Entwicklungshilfe für das Land oder als dessen Ausplünderung zu bewerten ist, stellt sich bei näherer Betrachtung des Produktionsbetriebs der VWM, ihres ökonomisch-politischen Umfelds, ihrer Rolle im VW-Konzern und ihrer Rolle in der Region Puebla als abstrakte Alternative dar. Der Produktionsbetrieb in Puebla weist zwar starke Tendenzen zur Überausbeutung und Unterakkumulation auf, ist aber im übrigen eine Stätte gewöhnlicher Lohnarbeit und Kapitalverwertung. VWM ist zwar in der Lage, verschiedene Reichtumsquellen ihres ökonomisch-politischen Umfelds zur Steigerung der Profitabilität auszunutzen, stößt jedoch auch immer wieder an kapitalistische Sachzwänge, an denen die Künste des Managements manchmal scheitern. VWM ist auch dafür gerüstet, durch Materialimporte, Profitproduktion und Materialexporte dem VW-Konzern bei der Kapitalverwertung zu helfen, ist aber weit davon entfernt, der VWAG nur goldene Eier zu legen, sondern hat, wie auch andere Transnationale Unternehmen, unter der schweren Krise der mexikanischen Wirtschaft beträchtlich zu leiden. Und die Ansiedlung der VWM hat der Region Puebla-Tlaxcala zwar nur einen Beitrag zur Entwicklung einer verarbeitungsindustriellen Enklavenwirtschaft beschert, aber immerhin doch auch eine solche »verstümmelte Industrialisierung«, die das Sozialprodukt hebt und bestimmte Arbeitsmöglichkeiten bietet. Die Alternative »Entwicklungshilfe oder Ausplünderung« ist wirklich abstrakt. Wollte man sie aufheben, müßte man Entwicklungshilfe durch Ausplünderung und Ausplünderung durch Entwicklungshilfe sagen, und wenn man auch diese beiden Ausdrücke selbst noch konkretisieren wollte, sollte man von monopolistischer Ausplünderung und imperialistischer Entwicklungshilfe als einer Einheit sprechen. Diese Einheit zumindest hat die Volkswagenwerk AG erahnt: »Wo man Volkswagen baut, geht es den Menschen besser.«

Was heißt denn das: regelloser Geschlechtsverkehr?

Friedrich Engels, MEW 21/42

HARAKIRI — neueste Selbstmordversuche unter Freunden

FASCHISMUS:

Liebe taz,
mit ziemlicher Sicherheit habe ich den Mann auf dem Foto erkannt. Wenn mich nicht alles täuscht, wohnt er mit seiner Familie direkt bei mir um die Ecke. Handelt es sich bei ihm tatsächlich um den Attentäter auf den TIO-Frauenladen, oder ist er nur einer von den vielen namenlosen »Grauen Wölfen«?

Sein finsterer Blick und die menschenverachtend chauvinistische Haltung, mit der er seine Familie hinter sich herschleppt, sind mir noch nie so aufgefallen wie auf Eurem Foto.

Um sicher zu sein hätten wir gerne noch mehr Informationen über diesen Mann. Des öfteren spielt seine Tochter mit unseren Kindern aus der WG. Schon zweimal kamen die Kinder dabei auch direkt mit dem Vater in Kontakt. Ihr versteht sicher, daß es für uns unerträglich ist, wenn unsere Kinder freundschaftliche Kontakte zu faschistischen Tötschlägern unterhalten. Zusammen mit seiner Sippe betreibt der Mann heute übrigens unter dem Deckmantel biederer Freundlichkeit einen türkischen Imbiß. Mit einer Fotokopie Eures Artikels und des dazugehörigen Fotos haben wir die Nachbarschaft zum Boykott aufgerufen. Innerhalb von vier Stunden konnten 246 Unterschriften gesammelt werden, die vom Bezirk die Schließung der Bude verlangen.

Viele liebe und ganz herzliche Grüße an alle Eure Mitarbeiter usw., Siegfried Dornbirn, Berlin-Kreuzberg.

(Um Himmels willen, Siegfried. Hört bloß auf, das Foto hat überhaupt nichts direkt mit dem Artikel zu tun gehabt ds)

Leserbrief und Setzerbemerkung aus der taz v. 16.4.85

PARTEIEN NEUEN TYPES:

Fraktionen ideologischen und politischen »Pluralismus« — übrigens in keiner Partei des kapitalistischen Systems zugelassen — können nur bedeuten, daß in die Reihen der Partei der Arbeiterklasse die bürgerliche Ideologie und Politik eindringen.

Aus: DKP-Bildungsjahr 1984/85 'Die DKP. Eine demokratische Partei.'

BIRNE JOHANNES, HINTERGRÜNDE:

Ich habe eine engere Beziehung zu Friedrich Engels, weil mich sein häuslicher Hintergrund und die Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts sehr interessiert. Else Lasker-Schüler habe ich nicht mehr gekannt, aber sehr viel von ihr gelesen und als Wuppertaler OB ihr Geburtshaus entdeckt. Mein polit-theoretischer Hintergrund ist nicht sehr groß, denn ich war schon vor dem Godesberger Programm bei der SPD. Ich gehöre nicht zu denen, die sich in eine Linie mit Kautsky, Bernstein stellen lassen. Aber ich bin gewiß ein Revisionist. (...)

Bei der Friedensliste habe ich eine Tante, also keinen Nachholbedarf.

Johannes Rau im ÜBERBLICK 4/85

Frank Benseler

Sozialismus und Demokratisierung

Ein nachgelassener Vorwurf von Georg Lukács

Es ist gesagt worden, Lukács habe sich den Ereignissen von 1968 nicht mehr systematisch gewidmet; es wird behauptet, es gebe dazu einen bislang geheimgehaltenen Brief an den ungarischen Parteichef. Man hätte es durchaus besser wissen können: Lukács hat sich diesem Problem, das die Welt erschütterte, gestellt, hat es nicht nur seinen Schülern überlassen, sich kritisch damit auseinanderzusetzen. Er hat seine Arbeit an der »Ontologie des gesellschaftlichen Seins« (Darmstadt-Neuwied 1984, 1985) unterbrochen, und wer die Konzentration auf dieses Lebenswerk beobachten konnte, begreift, was das bedeutet. Lukács schrieb mir am 2.9.1968, daß er mit dem Gedanken spiele, »einen größeren Aufsatz über die gesellschaftsontologischen Probleme einer heutigen Demokratisierung (in beiden Systemen) zu schreiben«. Dieser Gedanke entsprach seiner eigenen Auffassung, daß es keine »unschuldige Weltanschauung« geben könne, daß ein Werk auch nach dem zu beurteilen sei, was es verschweige, und daß die Theorie die Anatomie der Wirklichkeit bilde, sich infolgedessen auf ihren Praxisbezug hin kontrollieren müsse; zum anderen aber gab es direkte Aufforderungen aus dem Ausland, die Probleme der Demokratie in der bürgerlichen Gesellschaft zu behandeln. Nach den tschechischen Ereignissen wollte Lukács, wie er mir am 23.9.1968 schrieb, »Klarheit darüber gewinnen, ob ich imstande bin, die Demokratisierungsfrage für eine kleinere Publikation zu formulieren«. Gestützt auf Vorarbeiten mit Bezug auf die westlichen Demokratien hatte er nunmehr vor, den Prozeß der Demokratisierung im Sozialismus zu untersuchen. Am 4.11.1968 schrieb er mir erneut: daß er mit der »Vollendung der Demokratie-Schrift beschäftigt« sei und »hoffe, sehr bald fertig zu werden«.

Schließlich ordnete er an, daß die Schrift im italienischen Verlag der kommunistischen Partei erscheinen solle. Der Vertrag sieht als Titel vor: Sozialismus und Demokratisierung. Die Schrift kann erst 1986 in der Lukács-Gesamtausgabe Bd. 3 erscheinen. Im folgenden Text wird aus dem Manuskript zitiert.

Schon aus dem Titel wird klar, was Lukács meinte: Demokratie ist ein Begriff, der einen Zustand bezeichnet, Demokratisierung ist die Bezeichnung eines Prozesses; Sozialismus bezeichnet eine Praxis, die Emanzipation aus den Gehäusen jedweder Hörigkeit, natürlicher und erpreßter Unmündigkeit, ideologischer Verblendung wie irrationalen Verhaftetsein,

praktizistischer Theorievergessenheit wie konsumptiver Unterwerfung will, mithin Herrschaft über Sachen den vergesellschafteten Individuen anvertraut; und in diesem Zusammenhang: Sozialismus kann Demokratie fetischisieren, jede eo-ipso Identifikation ist historisch unwahrscheinlich und widerlegt, infolgedessen ist Sozialismus heute auf Demokratisierung angewiesen, Demokratie ist prozeßhaft dialektisch fortschreitender Sozialismus.

Geheimhaltung führt stets zu Gerüchte-, Vorurteils-, Mythenbildung, bestärkt jene, die idealistische Vorstellungen von der Macht des Wortes hegen, blamiert dagegen Kräfte, die auf die dialektische Totalität prozeßhafter Arbeit setzen, zu der maßgebend die phantasiegestützte Teleologie interagierender Kommunikation seit je gehört. Wie heißt es bei Tacitus (Annalen IV, 34 f.): »Denn was man nicht beachtet, das verliert seine Kraft, worüber man zürnt, das scheint man dadurch als wahr anzuerkennen. ... Man muß über die Torheit jener spotten, die da glauben, sie könnten durch ihren augenblicklichen Machtanspruch das Gedächtnis späterer Zeiten zerstören.«

Auch wenn Lukács sich nach 1956 von der aktiven Politik zurückgezogen hatte, mit jener erzwungenen Freiwilligkeit, die von den Stalin'schen Säuberungen bis zu den Stammheimer Urteilen den produktiven Dissidenten die Moral der Einsicht in die Notwendigkeit, der parteilichen und/oder staatlichen Seite die hegelsche Identifikation von wirklicher Macht und Geschichte überläßt; so war er nie von einer Grundüberzeugung gewichen: daß das 'Geradesosein' »die notwendige Erscheinungsweise des widerspruchsvollen Zusammenspiels der jeweils wirksamen ökonomisch-sozialen Kräfte innerhalb eines gesellschaftlichen Komplexes auf einer bestimmten Stufe seiner historischen Entwicklung« und also »die Erkenntnis der besonderen Gesetzmäßigkeiten eines solchen Geradesoseins ebenso wichtig wie die allgemeinen Bestimmungen und Gesetzmäßigkeiten« sei. Dies wendet sich gegen jene, die abstrakt-soziologisch gesellschaftliche Realität nur in wissenschaftlich-verallgemeinerter Form anerkennen: Von Aristoteles über Rousseau führt eine Linie bis Lenin und andererseits zu den politischen Vordenkern des Westens.

Deshalb muß man mit Recht fragen, was Lukács zu den Ereignissen der europäischen Politik, die im Einmarsch von Truppen des Warschauer Pakts in die CSSR gipfelten, von seinem marxistisch-situationistischen Standpunkt aus gesagt hat. Hier muß nicht daran erinnert werden, welche Hoffnungen aufgrund vorangegangener Entwicklungen mit solch symptomatischen Ereignissen wie den europäischen Studentenkontestationen, der Gründung der DKP in der Bundesrepublik, der neuen Verfassung der DDR, den italienischen Massenstreiks vor den Parlamentswahlen, dem liberal-sozialistischen Kurs der CSSR unter Cerni, ihrer KP unter Dubcek, zugleich mit der 'Wende' im Vietnam-Krieg sich verknüpften.

Sollte die Konsequenz der Breschnew-Doktrin, die die außenpolitische Souveränität der Warschauer-Pakt-Staaten der Interpretation des 'richtigen Weges zum Sozialismus' unterwarf, die Verurteilung der Gewaltpolitik durch die kommunistischen Parteien Frankreichs und Italiens, die Loslösung Albaniens aus dem Bündnis, das Nichtzustandekommen des lange geplanten Weltgipfels der kommunistischen Parteien, die machtgestützte

Philosophie, die schon Rosa Luxemburg ihrer eigenen, damals wahrhaft internationalen Partei vorgeworfen hat, nicht Reaktionen bei einem Denker hervorgerufen haben, dem niemand absprechen kann, im Dienste der kommunistischen Bewegung irrend, treu und erfolgreich gearbeitet zu haben?

Zu Lukács Lebzeiten wurde aus der — wie immer prinzipiell angelegten und ausführlichen Arbeit — lediglich ein Kapitel über die theoretischen und historischen Voraussetzungen einer konkreten Fragestellung im Kontext der Alternative 'Stalinismus oder sozialistische Demokratie' veröffentlicht (Lenin und die Frage der Übergangsperiode, in: Goethepreis 70, Neuwied-Berlin 1970); in Ungarn ist eine Teilübersetzung des letzten Kapitels 'Der XX. Parteikongreß und seine Folgen' in der Zeitschrift 'Világosság' (Nr. 8-9/1981, 552-59) erschienen. In diesem Jahr ist mit einer kompletten ungarischen Ausgabe zu rechnen. Zum richtigen Zeitpunkt, könnte man doch das, was in dieser Zeitschrift über den Individualismus aus der letzten Rede Tschernenkos herausgelesen worden ist (DEBATTE 4/85 S. 59 ff.), durchaus als empirische Forderungskonsequenz aus den theoretischen Überlegungen von Lukács verstehen: ja, in gewisser Weise als Antizipation dessen, was in ausgearbeiteter Form Lukács in seiner 'Ontologie' aussagt. Denn ist nicht die »initiativenreiche und schöpferische Einstellung zur Sache seitens eines jeden Beschäftigten«, die »Umorientierung des gesellschaftlichen Bewußtseins«, die gebieterische Notwendigkeit »qualitativer Wendungen und Wandlungen unserer Wirtschaft« (vergl. Tschernenko/Gorbatschow, Auf das Niveau der Anforderungen des entwickelten Sozialismus, Frankfurt 1985) das, was Lukács mit den zur Produktivkraft erhobenen 'teleologischen Setzungen' meint? Ist nicht die Benutzung der Naturkausalität im Rahmen der von den Produktionsaufgaben angeregten, von ihnen aber keineswegs determinierten immer freieren Entfaltung der Einbildungskraft, die erreichte Stufe, von der aus, das Ziel der frei assoziierten Gesellschaft vor Augen, die Bewegung auf eine vermenschlichte Gesellschaft mit dem vergesellschafteten Individuum der »Gattungsmäßigkeit für sich«, wie Lukács kompliziert aber eindeutig die individuelle, auch glücksfähige Potenz nennt, erreicht werden kann? Es ist zu hoffen, auch wenn Gorbatschow in den Abschnitten seiner großen Rede, wo er auf Freiheit, Ideologie und Wissenschaft zu sprechen kommt, eher für 'Ordnung' sorgen, diese allein zulassen und anerkennen will, als die sprengende und neue Stadien der sozialistischen Entwicklung bedingende Produktivkraft, die Lukács meint.

Um den Zusammenhang zu verstehen, muß kurz auf die Ableitungen eingegangen werden, die Lukács hier vornimmt. Er zitiert die VI. Feuerbachthese, wonach »das menschliche Wesen... kein dem einzelnen Individuum innewohnendes Abstraktum« ist; in Wirklichkeit vielmehr »das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse«. Und weiter (aus den Pariser Manuskripten) »Das Individuum ist das gesellschaftliche Wesen.« Dies ist nicht selbstverständlich oder naturgegeben; vielmehr Ergebnis eines gesellschaftlich-geschichtlichen Prozesses: erst wenn die Naturschranken zurückweichen, die historische Stummheit der tierischen Gattung überwunden, der Mensch zum antwortenden Wesen geworden ist, kann das Individuum als gesellschaftliches Wesen, als 'Gattungsmäßigkeit für sich'

hervortreten. Der Prozeß wird durch den Kapitalismus in der Ökonomie für die Gesamtgesellschaft geleistet, bei allen negativen Erscheinungen. Die kapitalistisch freie, d.h. auf Warentausch gegründete Gesellschaft ist dadurch zwar real vergesellschaftet, an sich also eine Verwirklichung der Gattungsmäßigkeit; gleichzeitig werden im Kapitalismus die materiellen Bedingungen des Einzelnen, diese Gattungsmäßigkeit auszuleben, vernichtet, vorenthalten und negiert. Mit anderen Worten: kapitalistische Produktion und Weltmarkt haben zwar eine Interaktion und Interdependenz weltweit hervorgebracht, die aber einhergeht mit der Tatsache, daß jeder Mensch im anderen seine Schranke erblickt, anders, daß das Individuelle im Abgesonderten erblickt wird. Der Privatindividualismus innerhalb eines Zustandes der 'Gattungsmäßigkeit an sich' wird im Kapitalismus, vermittelt von Markt und Manipulation, zum Leitfaden bei Wahlen und Abstimmungen: mit anderen Worten, Demokratie bedeutet im Kapitalismus die Dominanz der ökonomischen Prinzipien über die Beziehungen der Menschen zu sich selbst, zu den Mitmenschen und eigenen Institutionen: der ideale Individualismus wird — wie schon Marx gesagt hat — zum Instrument des bürgerlichen Egoismus.

Was bedeutet demgegenüber Demokratisierung; ist die kapitalistische Demokratieentwicklung auch innerhalb des Sozialismus, etwa zur Überwindung von Wachstumskrisen als Alternative denkbar; oder: wie muß Demokratisierung im Sozialismus aussehen?

Lukács beantwortet diese rhetorische Frage klar: ökonomisch-gesellschaftliche Krisen des Sozialismus, wie sie von Stalin und seinen Epigonen (1968!) nicht verhindert oder sogar heraufgeführt worden sind, sind nicht durch liberale, privatindividualistische, formal-demokratische Zugeständnisse zu beheben, diese können nicht einmal zur öffentlichen Druckentlastung benutzt werden. Im Hinblick auf die CSSR sagt Lukács, ohne sie ausdrücklich zu nennen, bürgerliche Demokratie einzuführen würde bedeuten, daß der C.I.A. in absehbarer Zeit griechische Zustände herbeiführen könnte und dies ganz ungeachtet der subjektiven Redlichkeit und ehrlichen sozialistischen Überzeugungen der ideologisch führend Beteiligten. Wie aber sieht die richtige, die wahre Alternative aus; wie läßt sie sich jenseits tagespolitischer Erfahrungsanalogien begründen? Lukács geht nun auf das 'Geradesosein', die empirische Beschaffenheit, den real existierenden Sozialismus der Stalin'schen Periode ein, aus dem die Notwendigkeit der Reform erwächst. Er erinnert an die Tatsache, daß die russische Revolution die Verwirklichung des Sozialismus in einem sozial und ökonomisch rückständigen Land war, das — wie Lenin gesagt hat — von jeder Revolution in einem fortgeschrittenen Land im Sinne von Sozialismus und Räteystem sofort wieder desavouiert worden wäre. Lukács verweist auf den Kriegskommunismus in der frühen Sowjetunion als Ersatzkapitalismus, meint, daß die Entwicklung vieler ökonomischer Fragen im Grunde nicht Aufgabe des Sozialismus gewesen sei. Wenn auch der Lenin'sche Entschluß, die Revolution jetzt zu machen, richtig gewesen sei, so seien die ökonomischen Konsequenzen eben nicht gelöst. Diese mußten nach der Beendigung des Bürgerkriegs scharf hervortreten. Sie taten es in der Form, daß die sozialistische Produktion und Distribution in Gegensatz trat zur bäuerlichen Wirtschaft. Während die entstehende Arbeiterschaft

den Prozeß der Vergesellschaftung der Produktionsmittel als einen begriff, in dem sie von Sklaven zu Herren der Entwicklung, und das heißt auch Selbstentwicklung, werden konnte, war das bei der Bauernschaft nicht der Fall. Indem bei den ersteren der Prozeß der Selbsterziehung, deren Organ die sozialistische Demokratie ist, in Gang kam, war bei der großen Masse der Bauernschaft dieses Bewußtsein — auch und gerade durch die Kollektivierungsmaßnahmen — schwer zu erreichen. Hieraus resultierte die 'Übergangsfrage': wie erreicht man die sozialistische Demokratie, wenn es weder eine mechanisch-determinierte geschichtsgesetzmäßige Entwicklung gibt, noch eine idealistische, die sich auf gute Einsicht und utopische Entwürfe verläßt? Lukács verweist wieder auf Marx, der das Reich der Ökonomie als das der Notwendigkeit zur Basis der Selbstentwicklung erklärt hat; gleichzeitig aber »menschliche Kraftentwicklung, die sich als Selbstzweck gilt« für ein »Reich der Freiheit« reklamierte. Die Übergangsfrage läßt sich also auch so formulieren: wie ist in auf nichtklassischen Revolutionen basierenden sozialistischen Ländern das Verhältnis zwischen einer ersatzkapitalistischen Ökonomie und der Ideologie des Sozialismus, die sich gleichzeitig auf materiellen Sozialismus, auf die Förderung der Selbsterziehung, der proletarischen Souveränität, aller Mittel und Institutionen zur Selbstwerdung des Menschen, zur Entwicklung seiner kreativen Produktivität, seines Antwortkönnens, seines gesellschaftlich-individuellen Wesens, also schließlich auf die Ermöglichung des Reichs der Freiheit richtet?

Für dieses Problem gibt es bislang keine zureichende theoretische Beschreibung, geschweige denn wegweisende Lösung. Lukács versucht sie — reichlich abstrakt — indem er in der 'Ontologie des gesellschaftlichen Seins' eine Konzeption ausarbeitet, nach der über den als Basis unentbehrlichen ökonomischen Zwängen freie teleologische Setzungen den Gesamtprozeß der Entwicklung bestimmen; mit Lukács Worten: »daß also Teleologie aus einem bloßen Moment der kausal-gesetzten gesellschaftlichen Entwicklung zu ihrer zentral bestimmenden Kategorie heranwächst.« Erst damit entsteht die objektive Möglichkeit, die ökonomische Entwicklung bewußt in den Dienst höherer Gattungsinteressen zu stellen. Lenin selbst versuchte ansatzweise, die 'Erziehung der sozialistischen Erzieher' (Marx) mittels Gewöhnung der Massen an Prozesse der Selbstverwaltung, der Selbstorganisation, der Steuerung und an eine kollektive Ethik, die nicht nur den anderen beschränken will, sondern eben in der Solidarität das Entwicklungsprinzip der sozialistischen Demokratie sieht, zu erreichen. Unter seinen Nachfolgern gelangten die rein ökonomischen Fragen wieder ins Zentrum, wurden allein für wichtig gehalten; ihnen gegenüber traten alle Ansätze, die der Freisetzung sozialistischer Tugenden im charakterisierten Sinne hätten dienen können, zurück. Taktik der Macht schob sich vor Strategie, die sich auf Sozialismus/Kommunismus richtet; Gegenwartsaufgaben dominierten die historische Perspektive; Opportunismus ersetzte theoretische Anstrengung. Mit dem Ergebnis, daß die tagesaktuellen taktischen Entscheidungen nicht nur politischen Vorrang bekamen, darüber hinaus sogar als theoretische Ergebnisse bemäntelt wurden. Insofern folgte die Praxis in der Sowjetunion der sozialdemokratischen im Westen, die ebenfalls auf jede Wendung hin theoretisch verstandene Programmänderungen

vornahm, im Normalfall aber ein untheoretisch-pragmatisches Verhalten zeigt.

Konkret zeigt Lukács an der Frage der Möglichkeit des 'Sozialismus in einem Lande' auf, wie Stalin diese politische, unglückliche Notwendigkeit verfälscht, wie die Notlösung zur theoretisch einzig möglichen marxistischen Antwort auf die Übergangsfrage stilisiert wird, was zu dem Unsinn führt, daß Stalin auch die Möglichkeit des Kommunismus in einem Lande erklären mußte. Lukács kommentiert dies mit dem Witz, nach dem in diesem Kommunismus jeder nach seinen Bedürfnissen in den Gulag eingesperrt würde. Wenn auch nicht in dieser derben, machtmäßig durchgesetzten und zu Stalins Lebzeiten nicht kritisierbaren Form haben seine Nachfolger die Priorität des Taktischen beibehalten; die historisch eingeschränkte Entstehungssituation der Sowjetunion und die nicht aufs Ökonomische beschränkte Übergangsfrage geriet immer mehr aus dem Gesichtsfeld — in einem Maße, das an diesem Punkt den Vergleich mit dem Koloß auf tönernen, lies untheoretischen, Füßen angebracht erscheinen läßt. Lukács schaltet hier einen Exkurs über Ökonomie ein, der äußerst interessant und diskussionswürdig erscheint. Er erklärt nämlich, daß die Reduktion der Ökonomie zu einer Einzelwissenschaft das Mittel gewesen sei, die Marx'sche Konzeption von der Totalität des ökonomisch-gesellschaftlichen Prozesses aus dem Bewußtsein verschwinden zu lassen. Wenn, so Lukács, die Ökonomie ihren Zusammenhang »mit dem Ganzen des historischen Schicksals der Menschengattung« verliert, dann helfen ihr auch noch so marxistisch gemeinte Absichten nicht dagegen, relativiert und taktisch benutzt werden zu können. Im Streit weltanschaulich neutralisierter Einzelwissenschaften wird auch marxistische Ökonomie taktisch, wie die Geschichte sozialdemokratischen Revisionismus, der genau über diesen Punkt zur völligen Abkehr von der Marx'schen Lehre führt, zeigt.

Hält man daran fest, daß das Ziel sozialistischer Entwicklung in einem Leben besteht, dem 'Arbeit nicht nur Mittel zum Leben, sondern erstes Lebensbedürfnis geworden ist'; versteht man unter Arbeit dann aber nicht mehr fremdbestimmte, sondern eigengesetzte Betätigung unter den fürs allgemeine Wohl gedachten kollektiven teleologischen Setzungen; dann läuft das auf eine Praxis hinaus, die die Ökonomie, als das Reich der Notwendigkeit, weit überschreitet. Konfrontiert man die gegenwärtigen Verhältnisse abstrakt mit denen des angegebenen Zieles, so mag das 'Reich der Freiheit' als Utopie erscheinen, der gegenüber die Engel'sche Kritik triftig ist. Man muß sie aber — nach Lukács — als Pole eines »durch Menschen in Gang gesetzten gesellschaftlichen Prozesses« betrachten, muß also verstehen, daß diese Gegensätze eben durch Demokratisierung konkret und schöpferisch miteinander verbunden sind. Es resultiert dann die stolze Einsicht, daß alle gesellschaftlichen Gebilde, zwar objektiv, dennoch Ergebnisse einer bewußten gesellschaftlichen Tätigkeit sind. Lukács verweist auf die spontane Rätebewegung, die Lenin als 'Keimform des Zielbewußtseins' verstand und die von Stalin bürokratisch-manipulatorisch durch den Gegensatz von Spontaneität zu bewußtem Handeln falsch definiert und dann liquidiert werden konnte. Hierin waren die entwicklungsfähigen Ansätze zu einer »höherbildenden Tätigkeit des Menschen« enthalten — wenn auch nur für die kurze Periode des Revolutionsenthusiasmus.

Wesentlich ist, daß »die menschliche Kraftentwicklung, die sich als Selbstzweck gilt«, niemals als mechanisches Produkt der Basis, auch nicht als Ergebnis immanent-spontaner Dialektik der ökonomischen Entwicklung entstehen kann; daß vielmehr gesellschaftliche Zwecke als teleologische Setzungen mittels kollektiver Phantasie entwickelt werden müssen, um — wie Marx sagt — die Menschen-Arbeit »unter den ihrer Natur würdigsten und adäquatesten Bedingungen vollziehen« zu lassen. Nicht die im Kapitalismus hochentwickelten tayloristischen Methoden, durch angebliche 'Humanisierung am Arbeitsplatz' (Hygienische Bedingungen, Gruppenselbstbestimmung, Sicherheitsvorkehrungen, Job- und Time-sharing) die Arbeitsproduktivität zu steigern, die immer den ökonomischen Effekt als Leitidee haben, sind hier gemeint; vielmehr der strikte Gegensatz: die Produktion muß sich dem Menschen anpassen, die Mittelhaftigkeit der ökonomischen Sphäre hervortreten, das kollektive Bewußtsein einer menschlichen Würde aus Überwindung der materiellen Zwänge. Marx hat, in der 'Kritik des Gothaer Programms', auseinandergesetzt, daß es auf »die Reduktion der notwendigen Arbeit der Gesellschaft« ankomme, »der dann die künstlerische, wissenschaftliche etc. Ausbildung durch die für sie alle frei gewordene Zeit und geschaffenen Mittel entspricht«. Damit erreicht die Selbstbefreiung des Menschen, die in Kunst und Wissenschaft als Ausnahme vorweggeprägt immer schon Gestalt gewonnen hat, die Stufe der Allgemeinheit; gesellschaftsformationell ausgedrückt rückt in derartig strukturiertem Sozialismus das Ende der Vorgeschichte der Menschheit heran. Natürlich ist dieser Prozeß auch abhängig davon, daß alle Bedingungen des Alltagslebens, vor allem in der Arbeit, darauf abgestellt sind, die Selbstbefreiungskräfte zu fördern und sich auswirken zu lassen. Spontan haben sich diese Tendenzen in bestimmten historischen Situationen bei den Rätebewegungen gezeigt: mit dem hohen Pathos radikaler Erwartungen aus der Selbsttätigkeit der Massen verband sich eine großartige Energie revolutionärer Organisation der Arbeit einerseits, vorwegleitender, mitreißender künstlerischer Gestaltung auf der anderen Seite. Die emphatischen Hoffnungen der Arbeiter in aller Welt, die sich lange Zeit auf die Oktoberrevolution richteten, zeugen dafür ebenso wie die sie widerspiegelnde und gleichzeitig motivierende Literatur und Kunst. Die starr-bürokratische, zentralistische Ordnung, mit der Stalin und seine Nachfolger solche Energien der Alltagspraxis unterdrückt haben, wiegt schwerer als die wütende Unterdrückung rätekommunistischer Bestrebungen (von der Münchner Räterepublik, über die spanischen Versuche, bis zu den entsprechenden Ansätzen der europäischen Studentenbewegung) des Westens: hier wurden und werden tatsächlich systemsprengende, dort -konforme Energien bekämpft. Nimmt man im Sozialismus diesen Energien ihre Chance, so resultiert konsumkonformistischer Wettbewerb mit dem Kapitalismus, während eben dieser überwunden werden soll. Demgegenüber sind die Beteiligungen der Menschen an den Fragen der Politik, wie sie über formell demokratische Regelungen zugelassen werden, hier wie dort alibihaften Charakters: wo die Selbstbestimmung der kleinen Fragen des Alltagslebens, man könnte sagen 'die sozialistische Subsidiarität', als Grundzug der realen Vergesellschaftung, verschwindet, ist die Möglichkeit der sozialistischen Demokratisierung verbaut. Es wäre illusionistisch, heute die pathetische

Bewegung von unten künstlich erzeugen zu wollen, wenn man historisch-materialistisch davon ausgehen muß, daß die gegenläufige Praxis selbst ein Datum der Entwicklung geworden ist. Doch könnte, wie Lukács schreibt, »die Mobilisierung der heute gesellschaftlich-dynamisch betrachtet vorwiegend 'stummen', 'unterirdischen' öffentlichen Meinung zu einer systematisch-öffentlichen Praxis« der »erste Schritt zu einer sozialistischen Demokratisierung sein«. Dies gilt natürlich nicht nur für die sozialistischen Staaten; sondern auch für die sozialistischen und kommunistischen Parteien des Westens.

Die gesteigerte Effektivität der Produktion ist heute in der Lage, die materiellen Bedürfnisse aller Menschen zu befriedigen; sie ist aber nicht fähig, die Menschen innerlich umzuwandeln, im Gegenteil, hält sie die Menschen auf der Ebene des individuellen Konsums und des Vergleichs mit den 'kapitalistischen Errungenschaften'. Es kommt dagegen für die sozialistische Demokratie auf die Entwicklung des subjektiv-sozialistischen Charakters der Gesellschaft an. Sie kann nur in einem bewußt eingeführten und geleiteten, dauernden, widerspruchreichen Prozeß bestehen, der den Grundwiderspruch aufhebt, daß die Ökonomie außerökonomischen Zwecken dienen, daß in den ökonomischen Basisprozeß Faktoren eingebracht werden sollen, die über das Ökonomische im Sinne der menschlichen Freiheit hinausführen. Wenn die kommunistische Partei diese Leitungsaufgabe übernimmt, und sie muß es, wie das Stalin'sche Beispiel zeigt, bei Strafe des Stagnierens in der Geschichte, dann ist dazu »innere Parteidemokratie« erforderlich, ein Zustand, in dem Kritik und Selbstkritik nicht nur möglich, sondern zum Zweck der Verzahnung von Leistung und Gewöhnung gefordert ist. Lukács hielt die Bedingungen dafür, daß sich diese Einsicht in Praxis vermittelt, heute für besser als zur Zeit der Oktoberrevolution: einerseits ist die materielle Produktion als Voraussetzung so hoch entwickelt, daß sozialistische Bedürfnisse in den Massen freigesetzt werden; andererseits ist die Sicherheit unter der Äquivalenz der Vernichtungspotentiale größer als zur Zeit der Entstehung der Sowjetunion. Außerdem hat die Weltentwicklung, im Gegensatz zu dem ideologischen Gerede von der Posthistoire, eine ungeheure Dynamik angenommen, wie ein Blick auf die Dritte Welt zeigt: während sich dort die kapitalistischen Widersprüche entfalten, hat der Sozialismus lediglich die in ihm angelegten Tendenzen voranzutreiben, die ideologischen Hemmungen der Stalinzeit, die sich allerdings machtmäßig erzwungen tief verinnerlicht haben, zu überwinden.

Geschichte läuft langsam. Seit Lukács diese Gedanken anlässlich der Krise in der CSSR entwickelte, sind 17 Jahre verflossen. Die Konstellation der Mächte hat die mühseligen Versuche nicht einfacher gemacht, die bürokratisch-taktisch-opportunistische Verkarstung im Sozialismus umzusteuern, den ökonomischen Basisprozeß zur Grundlage der Autonomisierung des Menschen zu machen, der innovativen Kraft teleologischer Setzungen zu vertrauen, die den sozialistischen als solidarischen, als neuen Menschen entstehen lassen. Es mehren sich indessen die Anzeichen dafür, daß unter dem Druck der Einsicht in die prinzipielle Menschenfeindlichkeit der kapitalistischen Ökonomie, die im Westen ökologisch sich mißversteht, auch gefördert durch die Wirtschaftsreformen im Sozialismus, eigenverantwortliche Spielräume entstehen, Entwicklungen sich anbahnen und ver-

breitern, die der Demokratisierung im Sozialismus im Sinne des 'Reichs der Freiheit' entsprechen.

Wie heißt es in der offiziellen Würdigung zum 100. Geburtstag (Informationsbulletin des ZK der PK-USAP, Budapest, Okt. 1983): »Seine Ansichten stießen oft sogar innerhalb der revolutionären Bewegung auf scharfe Kritik. Sein philosophisches Erbe steht auch heute noch im Vordergrund des weltweiten ideologischen Kampfes. ... Die unterschiedlichen Standpunkte bei der Beurteilung des Erbes von Lukács sind unter anderem auch auf die unzureichenden Kenntnisse wissenschaftlicher Erschließung und Verarbeitung seiner Werke zurückzuführen. ... Die bourgeoisen Propagandaorgane versuchten sogar ... einige seiner Anschauungen ... gegen die Sowjetunion und den Sozialismus einzusetzen. Diese Versuche erweckten nicht selten auch unter den Kommunisten und Marxisten Mißtrauen gegenüber Lukács, wurden zur Quelle einseitiger Urteile und behinderten bzw. verzögerten die Erkenntnis und Nutzung der Ergebnisse und Werte des Philosophen. ... Seinen Erben, den heutigen Marxisten, kommt die Aufgabe zu, seine Widersprüche zu erläutern ... sein lebendiges schöpferisches philosophisches Erbe vor den bürgerlichen, revisionistischen und dogmatischen Versuchen, seine Ideen als ihre eigenen zu betrachten bzw. sie zu negieren, zu schützen. ... Die Anwendung der Ergebnisse seiner theoretischen Tätigkeit ... hilft uns bei unseren gegenwärtigen Kämpfen; die Aneignung seines Erbes und die Vermittlung seiner Werte an die gesamte fortschrittliche Menschheit sind unsere ehrenvolle Pflicht.« Voltaire hat recht (Br. v. 24.12.1761): »Les vérités sont des fruits qui ne doivent être cueillis que bien mûrs.« — Wahrheiten sind Früchte, die nur reif gepflückt werden sollen.

»Die alten Schwerter aus glorreichen Zeiten« (Rubén Darío). Auf welche Zeiten kann sich dieser Satz beziehen? — Auf die Zeiten, in denen die Schwerter noch nicht alt waren.

Antonio Machado

100. GEBURTSTAG

Georg Lukács



DER JUNGE LUKÁCS
ANTIBÜRGER UND WESENTLICHES LEBEN

Literatur- und Kulturkritik 1902 – 1915

Mit Hilfe unveröffentlichter, bei uns bisher unzugänglicher Dokumente wird hier die Jugend und das frühe Werk von Georg Lukács untersucht und dargestellt. Die vielen erstmals verwendeten Quellen, die Verarbeitung von Briefen, Tagebüchern und Berichten von Zeitgenossen machen dieses Buch zu einer der materialreichsten Arbeiten über den jungen Lukács.

Ernst Keller

Mit einem Vorwort von Frank Benseler
Paperback, 317 Seiten, DM 27.00, ISBN 3-88048-066-4

GEORG LUKÁCS
MOSKAUER SCHRIFTEN

Erstmals in Deutschland sind in diesem Buch bisher unveröffentlichte Schriften Lukács' von 1938 und 1939 enthalten, mit denen er sich im Moskauer Exil gegen den Schematismus und Dogmatismus der sowjetischen Literaturkritik wandte.

Herausgegeben von Frank Benseler
Originalausgabe, Paperback, 179 Seiten, DM 12.00,
ISBN 3-88048-056-7

VERLAG
Sendler

Mainzer Landstraße 147
Postfach 111162
6000 Frankfurt 1

Roman Ritter

Leningrad im März

Immer mehr Spritzer ziehen
Seine steingewaschenen Jeans hinauf
Unter dem Eis knirschen die Parkbänke
Mit glimmenden Augenhöhlen
Geistern die Dichter im Nebel

Der Mann geht den Newski-Prospekt entlang
Kauft sich ein Glas saure Gurken
Im Kaufhaus, das eine Sehenswürdigkeit ist
Und buchstabiert die kyrillische Schrift
Die Mitglieder des Clubs der Walrösser

Springen in das eiskalte Wasser
Der Newa. Krachend fällt ein Blech
Von der Straßenbahn. Über die Plätze
Die siegreiche Namen tragen geht der Mann
Der eherne Reiter wagt einen gewaltigen Sprung

Über die Sümpfe in das offene Meer
Mit schlanken Fesseln sitzt in der Metro
Die Tänzerin und liest Krieg und Frieden
Ein Liebling der geflügelten Worte
Fürst Potjemkin hängt ein Transparent auf

Er niest. Ein paar Buchstaben fallen ab
Die Borschtsch-Suppe dampft auf den Tischen
Die weißen, gelben und grünen Paläste
Die Kanäle, in denen die Säuer
Und Seefahrer ertrinken, ihr stolzen Schwäne

Einen Augenblick lang steht der Mann
In einer blankgescheuerten Zelle der alten Festung
An der Wand zeigt sich ein Gekritzel
Ein triumphierendes Röcheln ein Aufschrei
Ein Blutstropfen blüht auf

Auf dem Panzerkreuzer Aurora
Berührt der Mann, klein neben den Geschützen
Ein Kanonenrohr und lächelt
Seltsam leuchtet ein Satellit
Über die Kulturpaläste herab

In denen vor halbvollen Reihen
Die Rede sich auf dem Weg zum Kommunismus befindet
Zwischen den Stockwerken ruckelt der Aufzug weiter

In der Kirche, die ein Museum ist
Zeigt das Pendel: Die Erde dreht sich

Weiter jene Treppe im Winterpalais
Geht der Mann hinauf, Staub auf der Stirn
Die Revolutionäre, eine rote Ader im Marmor
Heben die Hand dünn und heftig
Im Brokat verkriecht sich die funkelnde Ratte

Nachts schwingt die Zugbrücke hoch
Das Pferd, die Nüstern im Morgenrot
Den Schweif im stinkenden Teer
Wimmert an seinen Strängen
Der Mann blickt empor

Zu den Helden auf dem Siegesplatz
Die Eisenbieger, die Patrioten
Die Mütterchen Rußlands
Ersinnen die Insel der Seligen
Den rotfleckigen Mantel schon durchgeweicht

Geht der Mann durch eine schöne Aussicht
Von Caspar David Friedrich
In der Ermitage: Ihr Täler weit ihr Höhen
Er fährt sich über die Augen
Geht, immer kleiner, weiter

Weiter durch den Piskarjow-Friedhof
An den langen Reihen der Massengräber entlang
Stumm steht der Mann, fast nicht mehr zu sehen
Vor der Anordnung Geheime Reichssache
Die Stadt Leningrad ist zu vernichten

Auf die Bevölkerung ist keine Rücksicht zu nehmen
Die alle Tränen trocknen, zielgenau
Die Raketen sind schon gerichtet
In den Wäldern seines Landes
Es zittert die Hand des Mannes

In seiner Manteltasche, voll Abscheu
Papiertaschentüchern, Fetzen
Von Aufrufen, trauriger Hoffnung
Er zündet eine zerkrümelte Zigarette, West
Mit einem russischen Streichholz an

Durch den Matsch, durch die Birkenwälder
Durch das gekrümmte Blech geht der Mann
Ein Rauchwölkchen nur noch
Jenseits der Ebenen
Weiter

Weiter

Weiter

Auch nach mehr als einem Jahrzehnt faschistischer Diktaturen in Italien und Ungarn war in Deutschland die Einsicht in den Charakter des deutschen Faschismus unter Sozialdemokraten und Kommunisten noch wenig entwickelt. Erst 1935 revidierte Dimitroff auf dem 7. Weltkongreß der Komintern die fehlerhafte Ansicht, Faschismus sei wesentlich eine Ideologie, der u.a. auch die Sozialdemokratie sich unterworfen habe. Fast einzig die KPO, 1928 »entstanden im Kampf gegen sozialdemokratische und kommunistische Parteipolitik, die zu Recht als falsch entdeckt wurde«, konnte in ihrer politischen Vorausschau »mit erstaunlichen Leistungen aufwarten: ihre theoretischen Arbeiten — besonders die Faschismus-Aufsätze August Thalheimers, die sich an Marxens '18. Brumaire' orientierten — gehören zu den besten Analysen der Weimarer Republik« (Kurt Steinhaus, Argument 2/3, 1967). Um so erstaunlicher, mit welcher Exaktheit Nehru aus dem indischen Distriktsgefängnis in Dehra Dun im Frühjahr 1933 seiner Tochter Indira bereits die 'nationalsozialistische Konterrevolution' zu analysieren verstand. Wir drucken das seltene Dokument aus Anlaß des 8. Mai 1945, um an den Anfang zu erinnern, ohne den das Ende nicht verstanden werden kann. Die Gefängnisbriefe Nehrus erschienen erstmals 1934 in englischer Sprache. 1957 kam im Progress-Verlag Fladung, Düsseldorf, eine deutsche Übersetzung unter dem Titel, Weltgeschichtliche Betrachtungen, heraus. Der folgende Brief ist dieser Ausgabe entnommen.

Jawaharlal Nehru

Der Triumph der Nazis in Deutschland

31. Juli 1933

Die spanische Revolution hat einige Leute überrascht, obgleich eigentlich gar nichts Überraschendes daran war. Sie war ein Teil des normalen Ganges der Ereignisse, und mit diesem vertraute Beobachter wußten, daß sie unvermeidlich war. Die alte Machtverbindung König-Feudalismus-Kirche war schon schimmelig und besaß keinerlei Kraft mehr. Sie stimmte nicht mehr überein mit den modernen Verhältnissen und fiel daher wie eine reife Frucht beim ersten Anstoß zu Boden. Auch in Indien gibt es noch immer viele Überreste einer vergangenen Zeit; sie würden wahrscheinlich schnell genug verschwinden, würden sie nicht künstlich durch die fremde Macht aufgebläht.

Die jüngsten Vorgänge in Deutschland dagegen sind etwas ganz Anderes, und es besteht kein Zweifel, daß sie Europa erschüttert und viele Leute völlig vor den Kopf geschlagen haben. Daß ein kultiviertes und hochentwickeltes Volk wie die Deutschen sich zu einem so brutalen und barbarischen Verhalten hergeben konnte, war eine überraschende Tatsache.

Hitler und seine Nazis haben in Deutschland triumphiert. Sie sind als Faschisten bezeichnet worden, und ihr Sieg als ein Sieg der Konterrevolution, ein Zurückgehen zur deutschen Revolution von 1918 und ihren Folgeerscheinungen. Das alles stimmt, und Du wirst alle Elemente des Faschismus in der Hitlerbewegung wiederfinden; sie ist finsterste Reaktion und ein wilder Angriff auf alle liberalen Elemente, besonders die Arbeiter. Und dennoch ist sie viel mehr als nur Reaktion, sie ist etwas viel Breiteres, etwas, das weit mehr auf Massengefühlen basiert als der italienische Faschismus. Dieses Massenempfinden ist nicht das der Arbeiter, sondern das Empfinden eines hungernden, besitzlos gewordenen Kleinbürgertums mit revolutionären Allüren.

In einem meiner früheren Briefe, der von Italien handelte, habe ich den Faschismus besprochen, und ich wies darauf hin, daß er dann auftritt, wenn ein kapitalistischer Staat während einer ökonomischen Krise von sozialer Revolution bedroht ist. Das kapitalistische Besitzbürgertum versuchte, sich durch die Schaffung einer Massenbewegung mit einem kleinbürgerlichen Kern zu schützen, wobei es sich irreführender antikapitalistischer Schlagworte bediente, um für die unzufriedenen Bauern und Arbeiter Anziehungskraft zu besitzen. Nach der Machtergreifung, wenn sie alle Fäden des Staatsapparates in der Hand haben, entledigen sie sich aller demokratischer Institutionen, machen ihre Feinde mundtot. Vor allem aber zerschlagen sie sämtliche Arbeiterorganisationen. Ihre Herrschaft basiert also vorwiegend auf nackter Gewalt. Die kleinbürgerlichen Anhänger erhalten Stellen im Verwaltungsapparat, und gewöhnlich wird eine gewisse Staatskontrolle über die Industrie eingeführt.

Das alles können wir in Deutschland beobachten, und es war auch gar nicht anders zu erwarten. Was aber dabei überrascht, ist der ungeheure Druck, der dahintersteckt, und die Zahl der Menschen, die sich Hitler anschlossen.

Die Nazi-Konterrevolution fand im März 1933 statt. Wir müssen jedoch noch etwas weiter zurückgehen und die Anfänge der Bewegung beobachten.

Die deutsche Revolution von 1918 war etwas völlig Unreales; es war überhaupt keine Revolution. Der Kaiser ging, eine Republik wurde proklamiert, aber das alte politische, soziale und ökonomische System blieb bestehen. Ein paar Jahre lang hatten die Sozialdemokraten die Regierung in der Hand. Sie hatten große Angst vor den alten Reaktionen und herrschenden Schichten und versuchten stets, mit diesen zu einem Kompromiß zu kommen. In ihrer Partei, die Millionen Mitglieder zählte, besaßen sie einen ungeheuer mächtigen Apparat; sie konnten sich auf die Gewerkschaften und die Sympathie weitester Kreise stützen. Aber ihre Politik der Reaktion gegenüber war stets defensiv; aggressiv verhielten sie sich nur gegen ihren eigenen linken Flügel und die Kommunisten. Sie machten ihre Sache so schlecht, daß sie viele ihrer Anhänger verloren. Die Arbeiter schlossen sich der Kommunistischen Partei an, die ziemlich stark wurde und mehrere Millionen Mitglieder hatte, und die kleinbürgerlichen Anhänger liefen zu den reaktionären Parteien über. Zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten herrschte ständig Krieg, der beide schwächte.

Als in den Nachkriegsjahren die große deutsche Inflation einsetzte, war das für die Großgrundbesitzer und Großindustriellen vorteilhaft. Die Junker, die stark verschuldet waren und auf deren Gütern hohe Hypotheken lasteten, bezahlten ihre Schulden mit Inflationsgeld, das fast völlig wertlos war, und gelangten dadurch wieder in den vollen Besitz ihrer Güter. Die großen Fabrikbesitzer verbesserten ihre Werksanlagen und ihren Maschinenpark, und riesige Konzerne und Truste entstanden. Deutsche Waren wurden so billig, daß sie überall einen aufnahmebereiten Markt fanden, und die Arbeitslosigkeit hörte auf. Die Arbeiterklasse war in Gewerkschaften organisiert und setzte ein Gleichbleiben der Löhne durch, obgleich die Mark fiel. Die Inflation traf die kleinbürgerlichen Mittelschichten, die stark verarmten und verelendeten. Dieses enteignete Kleinbürgertum der Jahre 1923/24 war Hitlers erste Anhängerschaft. Als sich die Depression ausbreitete, strömten viele neue Anhänger zu Hitlers Fahne. Er wurde zu einer Zuflucht der Unzufriedenen. Eine weitere große Schicht, auf die eine starke Anziehungskraft ausübte, waren die Offiziere der alten Armee. Die Armee war nach dem Kriege aufgelöst worden, wie das im Vertrag von Versailles vorgeschrieben war, und Tausende von Offizieren waren arbeitslos und hatten nichts zu tun. Sie strömten zu den verschiedenen Privatarmeen, die im Entstehen begriffen waren — den Nazi-'Sturmabteilungen' und dem 'Stahlhelm' der Deutschnationalen, die konservativ und für eine Rückkehr des Kaisers waren.

Wer war Adolf Hitler? Merkwürdigerweise war er bis kurz vor der Machtergreifung nicht einmal deutscher Staatsbürger. Er war ein Deutschösterreicher, hatte, in niederem Rang, im Krieg gedient. Er nahm an einem mißglückten Aufstand gegen die Republik — einem sogenannten Putsch — teil, und obgleich er zu Festungshaft verurteilt war, wurde er von den Behörden sehr entgegenkommend behandelt. Dann organisierte er seine Partei, die er, um sich von den Sozialdemokraten abzugrenzen, als 'nationalsozialistisch' bezeichnete — das Wort Nazi ist davon abgeleitet. Obgleich die Partei sich sozialistisch nannte, hatte sie absolut nichts mit Sozialismus zu tun. Hitler war und ist ein geschworener Feind des Sozialismus in des Wortes wahrster Bedeutung. Die Partei nahm als Symbol die *Swastika* für sich in Anspruch. Das Wort stammt aus dem Sanskrit, aber das Zeichen selbst ist seit alters her auf der ganzen Welt bekannt. Es ist, wie Du weißt, in Indien sehr populär und gilt als Glückssymbol. Außerdem organisierten die Nazis eine Kampftruppe: die 'Sturmabteilungen', die als Uniform braune Hemden trugen. Daher werden die Nazis auch oft 'Braunhemden' genannt, wie man die italienischen Faschisten mitunter als 'Schwarzhemden' bezeichnet.

Das Programm der Nazis war weder klar noch positiv. Es war unerhört nationalistisch und legte besonderen Nachdruck auf die Größe Deutschlands und der Deutschen; für die übrige Welt blieb nur ein Mischmasch verschiedener Haßgefühle zurück. Es war gegen den Vertrag von Versailles, den es als eine Demütigung für Deutschland bezeichnete, was den Nazis viele Anhänger einbrachte. Es war antimarxistisch-kommunistisch-sozialistisch und gegen Arbeiterorganisationen wie Gewerkschaften und dergleichen. Es war antijüdisch, weil man die Juden als eine andere Rasse betrachtete, die den hohen Wert der 'arischen' deutschen Rasse herabmindere und beschmutze. Es war verschwommen antikapitalistisch. Hier ging es aber nur bis zu einer Beschimpfung von Profitmachern und reichen Leuten. Der einzige sozialistische Wesenszug, von dem reichlich vage geredet wurde, war ein gewisses Maß an staatlicher Kontrolle.

All dem lag eine ganz außergewöhnliche Philosophie der Gewalt zugrunde. Gewalt wurde nicht nur gepriesen und ermutigt, sie galt als höchste menschliche Pflicht. Ein berühmter deutscher Philosoph, Oswald Spengler, ist ein Exponent dieser Philosophie. Der Mensch, sagt Spengler, sei eine »Bestie, raubgierig, tapfer, kraftvoll und grausam.«... »Ideale sind Feigheit.«... »Das Raubtier ist die höchste Form lebendigen Lebens.« Er verweist auf die »zahnlosen Gefühle der Sympathie, der Versöhnung und der Ruhe«, sowie auf »den Haß, die echtste aller Empfindungen des Raubtieres«. Der Mensch solle sich wie ein Löwe verhalten, niemals seinesgleichen innerhalb seines Bereiches dulden; das Verhalten einer sanften Kuh, die in Herden lebe und sich von einem Ort zum anderen treiben lasse, sei seiner unwürdig. Für einen solchen Menschen ist der Krieg natürlich die beste aller Beschäftigungen und die größte Freude.

Oswald Spengler zählt zu den gebildetsten Menschen unserer Zeit; die Bücher, die er geschrieben hat, überraschen durch das enorme Maß an Wissen, das sie enthalten. Und sein ganzes umfangreiches Wissen hat ihn nur zu solchen erstaunlichen und haßerfüllten Schlußfolgerungen kommen lassen. Ich habe ihn zitiert, weil er uns die Mentalität, die dem Hitlerismus zugrunde liegt, begreifen läßt, und weil er eine Erklärung für die Grausamkeit und die Brutalität des Naziregimes ist. Natürlich darf man nicht annehmen, jeder Nazi denke so. Aber die führende Schicht und die aggressiven Elemente denken auf jeden Fall so, und sie sind tonangebend. Es wäre ohnehin korrekter zu sagen, daß der durchschnittliche Nazi überhaupt nicht denkt. Seine elende Lage und die nationale Demütigung (die französische Besetzung des Ruhrgebietes hat in Deutschland große Verbitterung hervorgerufen) hatten ihn

in Harnisch gebracht, und er war ganz einfach mit den Verhältnissen im allgemeinen unzufrieden. Hitler ist ein mächtiger Redner, er appellierte an die Gefühle seiner großen Zuhörerschaft, nutzte ihre Ressentiments und machte für alles, was sich ereignete, die Marxisten und die Juden verantwortlich. Wenn Deutschland von Frankreich oder anderen fremden Ländern schlecht behandelt wurde, so war das für viele Leute ein Grund, sich den Nazis anzuschließen, denn die Nazis waren gesonnen, die Ehre Deutschlands zu schützen. Wenn die ökonomische Krise sich verschlimmerte, erhielt Hitler neue Rekruten.

Die Sozialdemokratische Partei verlor bald die Kontrolle über die Regierung, und eine andere Gruppe, die katholische Zentrumsparterie, kam an die Macht, weil die anderen uneinig waren. Keine einzelne Partei war stark genug, um die anderen im Reichstag zu überstimmen; darum fanden ständig Wahlen, Intrigen und Parteimanipulationen statt. Das Anwachsen der Nazis erschreckte die Sozialdemokraten derart, daß sie die kapitalistische Zentrumsparterie und die Wahl des greisen Generals von Hindenburg zum Präsidenten unterstützten. Trotz der Zunahme der Nazis waren die beiden Arbeiterparteien, die Sozialdemokraten und Kommunisten, stark; jede von ihnen hatte Millionen Anhänger, auf die sie fest bauen konnte. Aber selbst angesichts der sie gemeinsam bedrohenden Gefahr fanden sie zu keiner Zusammenarbeit. Die Kommunisten erinnerten sich mit Bitterkeit der Verfolgungen, denen sie von den Sozialdemokraten in der Zeit ihrer Machtausübung, also von 1918 an, ausgesetzt waren, und daß die Sozialdemokraten sich in jedem kritischen Moment mit den reaktionären Gruppen verbündet hatten. Die Sozialdemokratische Partei andererseits war, wie die britische Labourpartei, mit der sie in der Zweiten Internationale vereinigt war, eine reiche, weitverzweigte Organisation, die über eine Menge wohl-dotierter Pfründen verfügte, und konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, ein Risiko einzugehen, das ihre Sicherheit und Position gefährden konnte. Sie hatte große Angst vor jeder gesetzwidrigen Handlung und vor allem, was man als direkte Aktion zu bezeichnen pflegt. Ihre meiste Kraft verbrauchte sie im Kampf gegen die Kommunisten. Und dennoch waren beide Parteien auf ihre Art marxistisch.

Deutschland wurde also zu einem bewaffneten Lager sich gerade noch die Waage haltender Kräfte, und es kam ständig zu Putschversuchen und Ermordungen, besonders seitens der Nazis an kommunistischen Arbeitern. Manchmal schlugen die Arbeiter zurück. Hitler gelang es außerordentlich erfolgreich, seine bunt zusammengewürfelte Schar zusammenzuhalten, deren verschiedene Elemente nur wenig miteinander gemein hatten. Es war ein merkwürdiges Bündnis der kleinbürgerlichen Schichten mit der Großindustrie einerseits und der wohlhabenden Bauernschaft andererseits. Die Industriellen unterstützten Hitler und gaben ihm Geld, weil er den Sozialismus verfluchte und das einzige Bollwerk gegen den vordringenden Sozialismus oder Kommunismus zu sein schien. Die Kleinbürger, Bauern und sogar einige Arbeiter liefen ihm zu, weil er sich antikapitalistischer Phrasen bediente.

Am 30. Januar 1933 machte der alte Präsident Hindenburg (er war damals sechs- undachtzig Jahre alt) Hitler zum Kanzler. Es bestand ein Bündnis zwischen den Nazis und den Deutschnationalen, aber sehr bald wurde klar, daß die Nazis alle Kommandohöhen besetzt hatten und niemand Anderes etwas zu sagen hatte. Allgemeine Wahlen brachten den Nazis und ihren Verbündeten nur eine knappe Mehrheit im Reichstag. Selbst wenn sie diese Mehrheit nicht erhalten hätten, hätte das nicht viel ausgemacht, denn die Nazis verhafteten ihre Gegner im Parlament und warfen sie ins Gefängnis. Alle kommunistischen Abgeordneten wurden auf diese Weise aus dem Wege geräumt, und viele Sozialdemokraten ebenfalls. Zum gleichen Zeitpunkt brannte plötzlich das Reichstagsgebäude völlig nieder. Die Nazis behaupteten, das sei das Werk der Kommunisten, und es bestehe eine Verschwörung, um den Staat zu

unterminieren. Die Kommunisten leugneten das leidenschaftlich ab und klagten dagegen die Naziführer an, das Feuer verursacht zu haben, um einen Grund zum Vorgehen gegen sie zu haben.

Damit begann der braune Naziterror in ganz Deutschland. Gleich zu Anfang wurde das Parlament ausgeschaltet (obgleich die Nazis die Mehrheit darin besaßen), und alle Macht ging auf Hitler und sein Kabinett über. Dieses konnte Gesetze erlassen und tun, was ihm beliebte. Damit wurde die Weimarer Verfassung verletzt, und alle Formen der Demokratie wurden ganz offen beiseite geschoben. Deutschland war eine Art Föderation; auch damit war Schluß, und alle Macht konzentrierte sich in Berlin. Überall wurden Diktatoren eingesetzt, die lediglich den ihnen übergeordneten Diktatoren verantwortlich waren. Hitler war natürlich der Chefdiktator.

Während diese Veränderungen stattfanden, ließ man die Nazi-Sturmabteilungen auf ganz Deutschland los, und sie errichteten ein Regiment der Gewalt und des Terrors, das von einer Wildheit und Brutalität ohnegleichen war. Es war einzig in seiner Art. Es hat schon vorher Schreckensregimenter gegeben; es gab den roten Terror und den weißen Terror, aber etwas Derartiges ereignete sich stets, wenn ein Land oder eine herrschende Schicht im Bürgerkrieg auf Leben und Tod kämpfte. Der Terror war Ausdruck größter Gefahr und ständiger Furcht. Die Nazis sahen sich weder einer solchen Gefahr gegenüber, noch hatten sie irgendeinen Grund zur Furcht. Sie hatten die Regierung völlig in der Hand, und es gab keine bewaffnete Opposition und keinen Widerstand gegen sie. Der braune Terror war also nicht ein Ausdruck der Furcht, sondern die bewußte, kaltblütige und unglaublich brutale Unterdrückung aller, die nicht mit den Nazis übereinstimmten.

Es wäre zwecklos, alle Greuel aufzuzählen, die in Deutschland während der Machtergreifung der Nazis stattgefunden haben und hinter den Kulissen noch ständig stattfinden. Da ist aufs grausamste geschlagen und gequält, erschossen und ermordet worden in einem Ausmaß ohnegleichen, und sowohl Männer als auch Frauen waren die Opfer dieses Terrors. Unzählige Menschen wurden in Gefängnisse und Konzentrationslager geschleppt, und es heißt, daß sie dort unerhört schlecht behandelt werden. Am schrecklichsten ging man gegen die Kommunisten vor, aber den gemäßigteren Sozialdemokraten ist es nur wenig besser ergangen. Über die Juden wurde in Bausch und Bogen das Todesurteil gesprochen. Außerdem richteten sich die Angriffe noch gegen Pazifisten, Liberale, Gewerkschaftler und Internationalisten. Die Nazis proklamierten diesen Terror als Ausrottungskrieg gegen den Marxismus und die Marxisten sowie gegen die ganze 'Linke'. Juden mußten aus allen Ämtern und Stellungen entfernt werden. Tausende jüdischer Professoren, Lehrer, Musiker, Rechtsanwälte, Richter, Ärzte und Krankenschwestern wurden davongejagt. Jüdische Ladenbesitzer wurden boykottiert und jüdische Arbeiter aus den Fabriken entlassen. Sämtliche Bücher, die nicht die Billigung der Nazis fanden, wurden vernichtet; man veranstaltete öffentliche Bücherverbrennungen. Zeitungen, die sich auch nur die geringste Abweichung von der befohlenen Meinung oder eine Kritik erlaubten, wurden unnachsichtig verboten. Nichts darf über diesen Terror publiziert werden, und selbst das leiseste Geflüster wird schwer bestraft.

Alle Organisationen und Parteien, außer der Nazi-partei natürlich, sind verboten worden. Als erste kam die Kommunistische Partei an die Reihe, dann die Sozialdemokraten, später die katholische Zentrumsparterie, und zum Schluß sogar die Verbündeten der Nazis, die Deutschnationalen. Die mächtigen deutschen Gewerkschaften, die Arbeit, Ersparnisse und Opfer von Generationen von Arbeitern repräsentierten, wurden zerschlagen und ihr Vermögen und Eigentum konfisziert. Nur eine Partei, eine Organisation blieb bestehen — die Partei der Nazis.

Die merkwürdige Naziphilosophie wird den Leuten aufgezwungen, und so groß

ist die Furcht vor dem Terror, daß niemand das Haupt zu erheben wagt. Erziehungswesen, Theater, Kunst, Wissenschaft — allem wird der Nazistempel aufgedrückt. »Der wahre Deutsche denkt mit seinem Blut!« sagte Hermann Göring, einer der Hitler am nächsten stehenden Männer. »Das Zeitalter der Vernunft und der unvoreingenommenen Wissenschaft ist vorüber«, behauptete eine andere Nazigröße. Den Kindern wird beigebracht, Hitler sei ein zweiter Jesus, nur größer als dieser. Die Naziregierung hält nichts von allzugroßer Bildung, besonders nicht bei Frauen. Der Platz der Frau ist nach der Meinung der Hitlerleute das Haus und die Küche, und ihre Hauptaufgabe bestehe darin, Kinder zu gebären, die für den Staat kämpfen und sterben sollen. Dr. Josef Goebbels, ebenfalls ein Naziführer, der Minister für 'Volksaufklärung und Propaganda' ist, hat erklärt: »Der Platz der Frau ist die Familie; ihre eigentliche Aufgabe besteht darin, ihr Land und ihr Volk mit Kindern zu versorgen... Die Emanzipation der Frauen ist eine Gefahr für den Staat. Die Frau soll dem Manne die Dinge überlassen, die allein Männersache sind.« Dieser selbe Dr. Goebbels hat uns auch gesagt, was er unter Volksaufklärung versteht: »Es ist meine Absicht, auf der Presse wie auf einem Klavier zu spielen.«

Hinter all dieser Barbarei und Brutalität, dieser Brandstiftung und dem Getöse lagen Elend und Hunger des seines Eigentums beraubten Kleinbürgertums. Es war ein Kampf um Arbeitsplätze und Brot. Jüdische Ärzte, Rechtsanwälte, Lehrer, Krankenschwestern usw. wurden davongejagt, weil die 'arischen' Deutschen nicht in der Lage gewesen waren, mit ihnen in Wettstreit zu treten; neiderfüllt und hungrig blickten sie auf deren Erfolge und wollten ihre Stellungen haben. Jüdische Geschäfte wurden geschlossen, weil die Inhaber erfolgreiche Rivalen waren. Auch viele nichtjüdische Läden wurden geschlossen und ihre Eigentümer von den Nazis verhaftet, weil sie der Profitgier verdächtig waren und angeblich unangemessen hohe Preise verlangten. Die bäuerlichen Anhänger der Nazis werfen gierige Blicke auf die großen Güter in Ostpreußen, die sie gern untereinander aufteilen möchten.

Ein interessanter Programmpunkt der Nazis war ein Vorschlag, alle Gehälter auf höchstens 12.000 Mark pro Jahr zu begrenzen. Ich weiß nicht, inwieweit er wirksam geworden ist. Das gegenwärtige Gehalt des Kanzlers beträgt 26.000 Mark pro Jahr. Es heißt, daß nicht einmal die Direktoren der Privatgesellschaften, die von der Regierung subventioniert werden, ein höheres Gehalt als 18.000 Mark pro Jahr erhalten sollen, dabei haben diese Leute in der Vergangenheit oft riesige Summen bezogen. Doch vergleiche diese Zahlen einmal mit den armseligen Gehältern, die Indien seinen Beamten zahlt. Der Kongreß in Karatschi hat vorgeschlagen, die monatliche Gehaltsgrenze mit 500 Rupien festzusetzen.

Man darf allerdings nicht glauben, hinter der Nazibewegung verberge sich nur Brutalität und Terror, wenngleich das ihre hervorstechendsten Züge sind. Zweifellos sind sehr viele Deutsche von Hitler wirklich begeistert, aber auf die überwiegende Mehrheit der Arbeiter trifft das nicht zu. Wenn man die Zahlen der letzten Wahl als Richtschnur nimmt, dann hat er 52 Prozent der Bevölkerung hinter sich, und diese 52 Prozent terrorisieren die restlichen 48 Prozent, mindestens einen Teil davon. Bei den 52 Prozent, vielleicht sind es jetzt auch mehr, ist Hitler außerordentlich populär. Leute, die Deutschland bereist haben, erzählen von einer merkwürdigen psychologischen Atmosphäre dort, die an eine religiöse Wiedergeburt erinnern soll. Die Deutschen haben das Gefühl, daß die langen Jahre der Demütigung und Unterdrückung, die der Versailler Vertrag mit sich gebracht hat, nun der Vergangenheit angehören, und daß sie wieder frei atmen können.

Aber die andere Hälfte der Deutschen empfindet etwas ganz Anderes. Die deutsche Arbeiterklasse ist von einem ungeheuren Haß und Zorn erfüllt, die allerdings von der Furcht vor den schrecklichen Repressalien der Nazis in den Hintergrund ge-

drängt werden. Als Klasse haben sie sich dem Zwang und Terror unterworfen, und mit Kummer und Verzweiflung haben sie der Zerstörung alles dessen zugesehen, was sie unter ungeheurer Arbeit und Opfern aufgebaut hatten. Von allem, was während der letzten paar Monate in Deutschland stattgefunden hat, ist am allermeisten erstaunlich der völlige Zusammenbruch der großen Sozialdemokratischen Partei, der ohne den geringsten Versuch des Widerstandes erfolgte. Sie war die älteste, die größte und bestorganisierte Partei der Arbeiterklasse in Europa. Sie war das Rückgrat der Zweiten Internationale, und dennoch unterwarf sie sich zahm und fast ohne Protest — obwohl Proteste allein absolut nutzlos gewesen wären — jedem Schimpf, jeder Herabwürdigung und schließlich der völligen Auslöschung. Schritt um Schritt unterwarfen sich die sozialdemokratischen Führer den Nazis, wobei sie jedesmal hofften, ihre Unterwürfigkeit und Demut könne ihnen wenigstens etwas einbringen. Aber diese Unterwürfigkeit wurde nur als Waffe gegen sie ausgenutzt, und die Nazis machten den Arbeitern klar, daß ihre Führer sie angesichts der Gefahr feige im Stich gelassen und verraten haben. In der langen Geschichte des Kampfes der europäischen Arbeiterklasse gibt es einige Triumphe und viele Niederlagen, aber niemals hat es ein so schändliches Sichergeben und einen solchen Verrat der Sache der Arbeiter ohne den geringsten Widerstandsversuch gegeben. Die Kommunistische Partei versuchte Widerstand zu leisten und rief zum Generalstreik auf. Sie wurde von den sozialdemokratischen Führern nicht unterstützt, und der Streik verpuffte wirkungslos. Die Arbeiterbewegung besteht trotz der Zerschlagung insgeheim weiter und scheint ziemlich weit verbreitet zu sein. Trotz des Spitzelsystems der Nazis erscheinen illegal gedruckte Zeitungen, von denen man vermutet, daß sie bei Hunderttausenden von Hand zu Hand gehen. Einige der sozialdemokratischen Führer, denen die Flucht aus Deutschland gelungen ist, versuchen ebenfalls, vom Ausland her, durch Untergrundmethoden etwas Propaganda zu treiben.

Die Arbeiterklasse hatte weitaus am meisten unter dem braunen Terror zu leiden. Die Weltöffentlichkeit ist jedoch aufgebrachter über die Behandlung der Juden. Europa ist größtenteils an den Klassenkampf gewöhnt, und Sympathie bleibt immer auf dem Boden der Klasse. Aber der Angriff auf die Juden geschah aus rassistischen Motiven, er hatte Ähnlichkeit mit Vorgängen im Mittelalter oder mit Ereignissen, wie sie noch kürzlich, allerdings inoffiziell, in rückständigen Ländern stattfanden, zum Beispiel im zaristischen Rußland. Die offizielle Verfolgung einer ganzen Rasse schockierte Europa und Amerika. Der Schock wurde noch durch die Tatsache vergrößert, daß die deutschen Juden eine ganze Reihe weltberühmter Männer hervorgebracht hatten, glänzende Wissenschaftler, Ärzte, Juristen, Musiker und Schriftsteller, deren größter zweifellos Albert Einstein ist. Diese Menschen betrachteten Deutschland als ihre Heimat, und auf der ganzen Welt galten sie als Deutsche. Jedes Land hätte es sich zur Ehre angerechnet, solche Menschen zu besitzen, aber die Nazis in ihrer verrückten rassistischen Besessenheit jagten sie davon, und ein Schrei des Entsetzens erhob sich auf der ganzen Welt. Dann gingen die Nazis zum Boykott jüdischer Geschäfte und der Juden im allgemeinen über, aber seltsamerweise gestatten sie diesen Juden in der Regel nicht einmal, Deutschland zu verlassen. Das einzige Resultat einer solchen Politik kann nur das Aushungern sein. Die weltweite Entrüstung veranlaßte die Nazis, offiziell etwas milder mit den Juden zu verfahren, aber die Politik ist dieselbe geblieben.

Doch das Judentum, obgleich es über die ganze Welt verstreut ist und keinen Nationalstaat sein eigen nennt, ist nicht so hilflos, als daß es nicht zurückschlagen könnte. Es hat die Fäden eines großen Teils der Wirtschaft und Finanz in der Hand, und in aller Stille und ohne viel Aufhebens proklamierte es einen Boykott deutscher Waren. Und tat nicht nur das, sondern noch mehr, wie aus einer Resolution, die im

Mai 1933 auf einer New Yorker Konferenz angenommen wurde, hervorgeht. Es war entschlossen, »alle Waren, Materialien und Produkte zu boykottieren, die in Deutschland oder in einem Teil davon hergestellt werden; alle deutschen Schifffahrtlinien, Transport- und Verkehrsmittel sowie deutsche Bäder, Vergnügungs- und Ferienorte, und im allgemeinen von jeder Handlung Abstand zu nehmen, die auf irgendeine Art dazu beitragen könnte, das gegenwärtige Regime in Deutschland zu unterstützen.«

Das war eine der Reaktionen, die der Hitlerismus im Ausland auslöste; es gab noch andere, die viel weitreichender waren. Die Nazis hatten seit jeher den Vertrag von Versailles abgelehnt und seine Revision verlangt, besonders hinsichtlich der Ostgrenze, wo es den absurden Polnischen Korridor nach Danzig gibt, der einen kleinen Teil Deutschlands vom übrigen Reich abtrennt. Außerdem forderten sie laut und vernehmlich völlige Gleichstellung auf militärischem Gebiet. (Du wirst Dich erinnern, daß Deutschland durch den Friedensvertrag weitgehend abgerüstet wurde.) Hitlers Blut- und Eisenreden und seine Drohungen, Deutschland wieder zu bewaffnen, brachten ganz Europa in Aufruhr, besonders Frankreich, das die meiste Angst vor einem mächtigen Deutschland hatte. Einige Zeitlang schien Europa an der Schwelle des Krieges zu stehen. Diese Furcht vor den Nazis führte mit einem Schlag zu einer neuen Gruppierung der Mächte in Europa. Frankreich begann plötzlich, freundschaftliche Gefühle für Sowjetrußland zu hegen. Aus Furcht vor einer Revision des Versailler Vertrages rückten alle die Länder, die durch diesen Vertrag entstanden waren oder davon profitiert hatten, wie Polen, die Tschechoslowakei, Jugoslawien und Rumänien, näher zusammen, und gleichzeitig wandten auch sie sich mehr Rußland zu. In Österreich entstand eine überraschende Situation. Ein faschistischer Kanzler, Dollfuß, war dort bereits an der Macht, aber seine Auffassung wich von der Hitlers ab. Die Nazis sind in Österreich stark, aber Dollfuß steht in Opposition zu ihnen. Italien begrüßte Hitlers Triumph, unterstützte aber nicht alle ehrgeizigen Pläne Hitlers. In England, das jahrelang sehr deutschfreundlich eingestellt gewesen war, wurde man deutschfeindlich, man begann sogar wieder von 'Hunnen' zu sprechen. Hitlerdeutschland war in Europa völlig isoliert. Es war selbstverständlich, daß ein Krieg die Niederwerfung des unbewaffneten Deutschland durch die mächtige französische Armee bedeutet hätte. Da änderte Hitler seine Taktik und begann, sich friedlicher Redewendungen zu bedienen; Mussolini kam ihm dabei zu Hilfe und schlug einen Viermächtepakt zwischen Frankreich, Deutschland, England und Italien vor.

Dieser Pakt wurde schließlich von den vier Mächten im Juni 1933 unterzeichnet, obgleich Frankreich nur zögernd einwilligte. Was die Sprache des Paktes anbelangt, so ist sie in keiner Weise offensiv; der Pakt besagt lediglich, daß die vier Mächte einander in bestimmten internationalen Fragen konsultieren wollen, besonders hinsichtlich jedes Vorschlages einer Revision des Versailler Vertrages. Immerhin betrachtet man den Pakt als einen Versuch, einen Antisowjetblock zu bilden. Frankreich gab seine Unterschrift nur höchst widerwillig. Eine Folge des Paktes und eine Antwort darauf war der Nichtangriffspakt, der am 1. Juli 1933 in London zwischen der Sowjetunion und ihren Nachbarn abgeschlossen wurde. Es ist interessant festzustellen, daß Frankreich seine große Sympathie zu diesem Sowjetpakt und seine Übereinstimmung mit ihm zum Ausdruck gebracht hat.

Hitlers eigentliches Programm — und es ist das Programm des deutschen Kapitalismus — besteht darin, sich als Vorkämpfer Europas gegen Sowjetrußland aufzuspielen. Wenn Deutschland mehr Territorium haben will, kann es das nur in Osteuropa oder auf Kosten der Sowjetunion erlangen. Ehe das geschehen kann, muß Deutschland bewaffnet werden, und deshalb ist es notwendig, den Vertrag von Ver-

sailles in dieser Hinsicht zu revidieren oder auf jeden Fall sicher zu sein, daß niemand sich einmischen wird. Hitler rechnet auf italienische Unterstützung. Wenn er sich auch noch der Unterstützung Englands versichern kann, wird es ein Leichtes sein, so hofft er wahrscheinlich, die Opposition Frankreichs bei irgendwelchen Diskussionen im Rahmen des Viermächtepakts zu neutralisieren.

Hitler bemüht sich also, das britische Wohlwollen zu gewinnen. Um das zu erlangen, hat er sogar öffentlich behauptet, es wäre ein großes Unglück, wenn der britische Zugriff in Indien gelockert würde. Sein Antisowjetismus übte an sich schon einen Reiz auf die britische Regierung aus, denn, wie ich Dir schon sagte, gibt es nichts, was der britische Imperialismus mehr verabscheut als Sowjetrußland. Aber das britische Volk fühlt sich derart abgestoßen durch den Naziterror, daß es einiger Zeit bedürfen wird, ehe man es für wie auch immer geartete Maßnahmen, die eine Billigung des Hitlerismus einschließen, gewinnen kann.

Nazideutschland ist also zu einem Wetterwinkel in Europa geworden und zu einer zusätzlichen Angstquelle für unsere 'von Panik erfaßte Welt'. Was wird in Deutschland selbst geschehen? Wird sich das Naziregime halten können? Es gibt eine Menge Haß und Opposition gegen die Nazis in Deutschland, aber es ist klar, daß jede organisierte Opposition niedergeschlagen worden ist. Außer den alles beherrschenden Nazis ist keine Partei oder Organisation in Deutschland übriggeblieben. Unter den Nazis selbst scheint es zwei Strömungen zu geben: das kapitalistische Element und die großen und kleinen Geschäftsleute, die den rechten Flügel, und die Mehrheit der einfachen Parteimitglieder, in deren Reihen sich neuerdings auch viele Arbeiter befinden, die den linken Flügel bilden. Diejenigen, die der Hitlerbewegung den revolutionären Druck verliehen, verfügten über ein ziemliches Maß antikapitalistischen Radikalismus, und sie haben in der Folgezeit viele Sozialisten und Marxisten aufgesogen. Der rechte und der linke Flügel der Nazibewegung haben wenig miteinander gemein. Hitlers großer Erfolg bestand darin, mit beiden fertig zu werden und den einen gegen den anderen auszuspielen. Das ging solange gut, als ein gemeinsamer Feind in Sicht war. Nun jedoch, da der Feind niedergeworfen oder absorbiert worden ist, muß der Konflikt zwischen rechtem und linkem Flügel zutage treten.

Schon ist ein Murren vernehmbar. Die Nazis des linken Flügels forderten die 'zweite Revolution', nachdem die erste Revolution so erfolgreich abgeschlossen war. Diese zweite Revolution sollte sich gegen Kapitalismus, Junkertum usw. richten. Hitler hat jedoch gedroht, eine solche 'zweite Revolution' rücksichtslos niederschlagen zu wollen. Er ist also endgültig auf den kapitalistischen rechten Flügel eingeschwenkt. Die meisten seiner hauptsächlich Gefolgsleute bekleiden jetzt hohe Ämter, und nachdem sie sich dort behaglich breitgemacht haben, sind sie keineswegs auf irgendwelche Veränderungen mehr bedacht.

Mein Bericht über den Hitlerismus ist sehr lang geworden. Aber Du wirst zugeben, daß dieser Nazitriumph und seine Folgen außerordentlich bedeutungsvoll für Europa und die ganze Welt gewesen sind und noch weitreichende Resultate haben werden. Zweifellos handelt es sich hierbei um Faschismus, und Hitler selbst ist ein typischer Faschist. Aber die Nazibewegung ist etwas viel Ausgedehnteres und Radikaleres gewesen, als es der italienische Faschismus war. Ob diese radikalen Elemente noch weiter aufbegehren werden oder ob man sie einfach mundtot machen wird, bleibt abzuwarten.

Bis zu einem gewissen Grade ist die orthodoxe marxistische Theorie durch das Wachstum der Nazibewegung widerlegt worden. Orthodoxe Marxisten waren der Ansicht, die einzig wirklich revolutionäre Klasse sei die Arbeiterklasse, und diese werde bei einer Verschlechterung der ökonomischen Verhältnisse die unzufriedenen und deklassierten Elemente des Kleinbürgertums an sich ziehen und schließlich

die Arbeiterrevolution herbeiführen. Dagegen ereignete sich in Deutschland etwas ganz Anderes. Die Arbeiter waren, als die Krise eintrat, weit davon entfernt, revolutionär zu sein, und eine neue revolutionäre Schicht bildete sich vorwiegend aus dem verelendeten Kleinbürgertum und anderen unzufriedenen Elementen. Diese Vorgänge stimmen mit dem Schema des orthodoxen Marxismus nicht überein. Aber, sagen andere Marxisten, der Marxismus darf nicht als Dogma betrachtet werden oder als Religion, die autoritativ die letzte Wahrheit verkündet, wie das bei Religionen der Fall ist. Der Marxismus ist eine Geschichtsphilosophie, eine Art der Geschichtsbetrachtung, die vieles erklärt und Zusammenhänge zutage treten läßt, er ist eine Anleitung zum Handeln, um die sozialistische Gesellschaft und soziale Gleichheit zu erreichen. Seine Grundprinzipien müssen auf vielerlei Art angewandt werden, um sich den veränderten Verhältnissen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern anzupassen.

Anmerkung (November 1938):

Seitdem dieser Brief vor mehr als fünf Jahren geschrieben wurde, hat sich in der Weltpolitik nichts derart Bemerkenswertes ereignet wie die Zunahme der Macht und des Prestiges Nazideutschlands unter Hitler. Hitler beherrscht heute Europa, und die Großmächte, besser gesagt, die Mächte, die einmal groß waren, sinken vor ihm in den Staub und zittern bei seinen Drohungen. Vor zwanzig Jahren war Deutschland geschlagen, gedemütigt und lag am Boden. Und heute, ohne militärischen Sieg oder Krieg, hat Hitler es zu einer Siegnation gemacht, und der Vertrag von Versailles ist tot und begraben.

Hitlers erstes Bestreben nach der Machtergreifung war die Niederwerfung der Opposition in Deutschland und die Konsolidierung der Naziartei. Nachdem er Deutschland 'nazifiziert' hatte, beschloß er, mit den linken Tendenzen in den eigenen Reihen Schluß zu machen, mit jenen Kräften also, die eine zweite, antikapitalistische Revolution erhofft hatten. Die Braunhemden-Organisationen wurden aufgelöst und ihre Führer am 30. Juni 1934 erschossen. Auch viele Andere wurden ermordet, darunter General von Schleicher, der einst Kanzler gewesen war.

Im August 1934 starb Präsident von Hindenburg, und Hitler trat an seine Stelle und wurde Kanzler und Präsident in einer Person. Er war damals in Deutschland bereits allmächtig, der 'Führer' des deutschen Volkes.

Im Volk herrschte große Not, und mehr oder weniger obligatorisch wurde eine private Wohlfahrtsorganisation ins Leben gerufen, um dieser Not zu steuern. Zwangsarbeitslager wurden ebenfalls eingerichtet, in denen die Arbeitslosen zur Arbeit eingesetzt wurden. Viele Juden wurden aus ihren Stellungen entfernt und mußten Deutschen Platz machen. Die wirtschaftliche Lage Deutschlands besserte sich keineswegs, im Gegenteil, sie wurde schlechter, aber die Arbeitslosigkeit als solche verschwand. Inzwischen wurde heimlich gerüstet, und die Furcht vor Deutschland wuchs.

Anfang 1935 fiel die Volksabstimmung an der Saar mit überwältigender Mehrheit zugunsten Deutschlands aus, und dieses Gebiet wurde Deutschland angeschlossen. Im Mai desselben Jahres machte Hitler in aller Öffentlichkeit einen Strich durch die Abrüstungsklauseln des Versailler Vertrages und verkündete die allgemeine Wehrpflicht. Ein riesiges Wiederaufrüstungsprogramm wurde verkündet und in Angriff genommen. Keine der Völkerbundsmächte unternahm etwas; die Furcht hatte sie gepackt, vor allem Frankreich, das ein Bündnis mit Sowjetrußland schloß. Die britische Regierung zog es vor, sich mit Nazideutschland zu liieren und unterzeichnete im Juni 1935 ein Flottenabkommen mit ihm.

Das hatte merkwürdige Folgen. Frankreich fühlte sich von England verraten und

wandte sich Italien zu, und Mussolini hielt die Gelegenheit für günstig und begann mit der Invasion Abessinien.

Im März 1938 marschierte Hitler in Österreich ein und proklamierte den 'Anschluß' an Deutschland. Wieder fügten sich die Völkerbundsmächte. In Österreich veranstalteten die Nazis eine aggressive und brutale antijüdische Kampagne.

Das nächste Ziel der Naziaggression wurde die Tschechoslowakei, und monatelang beschäftigte das Problem der Sudetendeutschen ganz Europa. Die britische Politik war eine große Hilfe für die Nazis, und Frankreich wagte nicht, gegen diese Politik etwas zu unternehmen. Schließlich, unter dem Druck der deutschen Kriegsdrohungen, ließ Frankreich seinen Bundesgenossen, die Tschechoslowakei, im Stich, und England leistete bei diesem Verrat Beistand. Durch das Münchner Abkommen zwischen Deutschland, England, Frankreich und Italien vom 29. September 1938 wurde das Schicksal der Tschechoslowakei besiegelt. Die Sudetengebiete und noch viel mehr wurden von den Deutschen besetzt, und, die gute Gelegenheit nutzend, eigneten sich auch Polen und Ungarn Teile des Landes an.

Eine Neuauerteilung Europas hatte damit begonnen, eines Europas, in dem Frankreich und England zu zweitklassigen Mächten wurden und Nazideutschland unter Hitler triumphierend die Vormachtstellung einnahm.

Zeitschriftenschau — Hinter dem Rücken der Avantgarde

Eine Lukács-Diskussion, wie sie aus Anlaß des 100. Geburtstags erwartet wurde, ist bisher nicht zu erkennen. Robert Steigerwald hat eine Begründung, die zugleich seine eigene Diskussionsfreude enthüllt (*Marxistische Blätter* 2/85): »Lebendige Marxismus-Vermittlung ist allemal in großen ideologischen Auseinandersetzungen leichter als bei

'ideologischer Ebbe'. Warum aber kam es nicht zu dieser Diskussion? ... Was war oder ist das zentrale theoretische oder politische Moment solcher Diskussionsversuche? Von wem wurden oder werden sie initiiert, getragen? Ich meine, es ging und geht in allen diesen Diskussionen letztlich nicht um Lukács, Gramsci, Bloch, Korsch usw. Es

ging um Leninismus! Unter Bedingungen, da es so aussah, als bewege sich ein beträchtlicher Teil junger und intellektueller Kräfte in West- und Mitteleuropa in Richtung auf den Marxismus, wurde versucht, diese Bewegung durch Diskussionen über andere Kräfte — von denen man zu Recht oder zu Unrecht glaubte, sie dem Leninismus entgegenstellen zu können — abzustoppen bzw. fehlzuleiten. Da zur Zeit solche Bewegungen nicht zu erkennen sind, »unter dem Druck der Krise und der 'Wende', angesichts des Ausbleibens der erhofften baldigen 'Revolution' und dem Wiedereintritt der SPD in die Oppositionsrolle«, hat die »lebendige Marxismus-Vermittlung«, was nach dem Gesagten nur heißen kann, die Richtigstellung revisionistischer Abweichungen, keine Konjunktur.

Es ist natürlich nicht freundlich, wenn die Gegner des Marxismus sich ihrer eigenen Ideologie bedienen. Das erschwert die sich auf die Klassiker rekurrierende Zurechtweisung und verlangte ein paar Gedankenvorstöße, zu denen Lukács, selbst in der Negation, auch gut sein könnte. Steigerwald konzidiert das, verlegt seine Hoffnung aber aufs »Kollektiv marxistischer Kräfte verschiedener Länder«, von dem das Werk »im Hinblick auf kritische Aufbewahrung und Aufhebung« zu studieren wäre.

Ganz andere Kühnheit zeigen einige Autoren der *Weimarer Beiträge* 4/85. Fast die Hälfte der Zeitschrift ist Lukács und zum Teil auch Bloch zugeacht.

Günther K. Lehmann, der sich en passant als Schüler Blochs vorstellt, schreibt über beide, daß sie in ihren ästhetischen und kunstwissenschaftlichen Arbeiten, in denen er die Grundstrukturen ihres gesamten Denkens erkennt, die marxistische Theorie an die Grenze geführt hätten, die es nun allerdings zu überschreiten gelte: »So fällt heute am Gedankengut Lukács' und Blochs die Grenze der geisteswissen-

schaftlichen Denkmethode auf. Beide haben sie weder die Kommunizierbarkeit der Kunst noch ihrer eigenen Ideen philosophisch in Betracht gezogen. Kommunikation und Rezeption als soziale Realität, einschließlich Medienkultur und industriell-technischer Übertragungssysteme, kommen bei ihnen nicht vor.« Daß dieser Mangel an ihren Arbeiten »oftmals unbemerkt« blieb, erklärt Lehmann schlicht: »In marxistischen Arbeiten wird die Medienrealität der Kunst kaum als ein Drehpunkt ästhetischer Analysen erörtert.« Im Verweis auf Weimanns (in der *Debatte* 4/84 referierten) Aufsatz zum Thema, der als einer der ersten das Defizit marxistischer Kunsttheorie, aber ebenso ideologischer Widerstandsfähigkeit vorstellte, ergänzt er: »Geisteswissenschaftliches Erbe — bei Lukács und Bloch zu großformatiger Ästhetik aufgearbeitet — wirkt durchaus nicht nur förderlich weiter.«

In den *Weimarer Beiträgen* werden zwei Erschwernisse, die das Lukács-Erbe mit sich brachte, vorgetragen: Lukács' Nietzsche-Bild (Eike Middell, Totalität und Dekadenz) und seine lehrbuchhafte Rezeption in der DDR der ersten 20 Jahre (Heinz-Jürgen Staszak, Beobachtungen an der Wirkungsweise des Lukács'schen Literaturkonzepts), die den Blick für 'Modernismus' verstellte, stattdessen das Erbe des bürgerlichen Humanismus totalisierte.

Eike Middell stellt vor, wie Lukács Nietzsche als einen zumindest rezeptionellen Quell faschistischer Ideologie verabsolutierte, während sein Begriff der Totalität des Kunstwerks dem Nietzsche, seine Kritik des Expressionismus Nietzsches Wagner-Kritik recht verwandt seien.

Eben diese Konzeptionen sind Heinz-Jürgen Staszak ursächlich für den Kunsttraditionalismus und den Erbestarrsinn der Literaturtheorie und -wissenschaft in der DDR. »Der Modernismus war von Lukács bekanntlich als dekadent klassifiziert worden und

hatte damit seinen Platz in der Geschichte und Aktualität des Literaturprozesses zugewiesen bekommen. Dabei war die wichtige Tatsache übersehen worden, daß künstlerische Leistungen des Modernismus, obwohl von Lukács als bürgerliche, Dekadenz eingestuft, sich dennoch für die kulturpolitische Praxis des Faschismus als unbrauchbar erwiesen und deshalb als 'entartete Kunst' diskriminiert wurden (dies gilt nicht gleichermaßen für bestimmte weltanschauliche Voraussetzungen des Modernismus) ... Die Annahme des Modernismus als gewissermaßen auch bündnispolitisches Erbe hätte zwei Konsequenzen haben können. Erstens hätte sie eine andere Zielrichtung in der Auseinandersetzung mit bürgerlicher Weltanschauung initiieren können. Ein Aspekt dieser Orientierung hätte eine Relativierung in der Bewertung des humanistischen Erbes sein können, eine Relativierung, die seine Weiterentwicklung nicht als bloße geschichtliche Verlängerung erscheinen ließe. Zweitens hätte diese Annahme des Modernismus auch einen Erklärungsdruck für die Theorie bedeutet. Wenn der Modernismus nicht mehr aus dem Erklärungskanon der Literaturtheorie ausgegliedert wäre, hätte sie ein neues theoretisches Instrumentarium zur Erklärung der Funktion dieser Kunstrichtung entwickeln müssen. Da dies damals nicht geschah, setzte ein ähnlicher Erklärungsdruck erst durch die Entwicklung der DDR-Literatur sehr viel später ein.«

Wie das vor sich ging und geht, ist bekannt. Allerhand Bewegung ist auf diese Weise in die Literatur der DDR gekommen, selbst grenzüberschreitende.

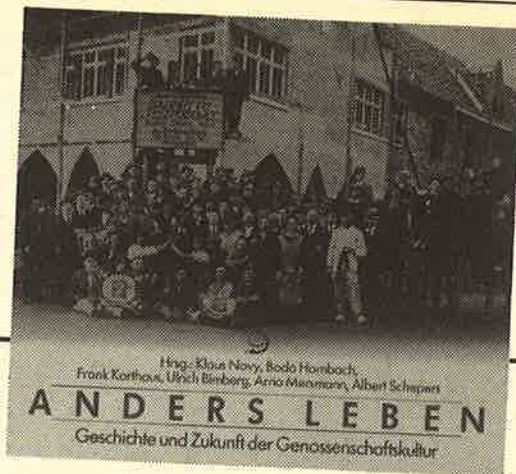
Auch Lehmann macht in seiner Lukács-Betrachtung, besonders beim Expressionismusstreit, aktuelle politische Überlegungen zum Kriterium der Kritik. »Was die sogenannte Expressionismus-Debatte einbrachte: den Streit um Weite und Enge der Anti-Hitler-Koalition, das Ringen um die histori-

schen Ziele der Volksfrontbewegung und um kulturphilosophische und -politische Positionen — das alles ist heute von bestürzender Aktualität.« Den Differenziertheiten heutigen Bewußtseins werden Lukács' ästhetische Bestimmungen nicht gerecht. »Fraglos ist das Bündnis- und Kompromißproblem im heutigen Kampf um den Weltfrieden politisch noch schwieriger zu lösen. Das gilt vor allem mit Blick auf die künstlerische Intelligenz.«

Zurück zu Robert Steigerwald. Er kritisiert an Lukács ebenfalls diese Enge. Aber anders als Lehmann ist ihm nicht das Spektrum der bürgerlichen Welt durch Lukács' Reduktion auf den Humanismus zu eng gewählt, will er nicht das von Lukács vernachlässigte 'spätbürgerliche Erbe' aufgreifen, sondern ganz im Gegenteil Lukács' kurzen Weg vom Bürgertum zum Sozialismus ein weiteres Mal verkürzen. Lukács Humanismus-Begriff, so Steigerwald, birgt die »Gefahr«, »daß der Übergang von der Verteidigung der Demokratie und des Friedens gegen aggressive und faschistische Kräfte zu weiterem gesellschaftlichen Fortschritt verbaut wird«. Ist Sozialismus gemeint? Wie immer: Zwischen diesem Ziel und der Einladung zum »nationalen Kompromiß« (*DVZ/tat* Nr. 14), diesen beiden Pendelausschlägen der »lebhaften Marxismus-Vermittlung«, liegen ein paar Probleme; darunter, und hier verlieren ebenso die *Weimarer Beiträge* ihre Kühnheit, die Verdrängungen des jahrelangen rüden Umgangs mit Bloch und Lukács. Zu dem Thema schreibt Lehmann: »Die Revisionismuskritik an beiden, begründet durch ihr Verhalten während einer bestimmten Konstellation des Klassenkampfes, wirkt noch nach.«

Understatement in allen Ehren, gelegentlich wäre es nützlich, diese »Konstellation« näher zu beschreiben. Der Verdacht bleibt andernfalls, daß sie fortbesteht. So hatte Maetzke Stoff.

T. N.



Hrsg.: Klaus Novy, Bodo Hombach,
Frank Karthaus, Ulrich Bimberg, Arno Mersmann, Albert Schepers

ANDERS LEBEN

Geschichte und Zukunft der Genossenschaftskultur
Beispiele aus Nordrhein-Westfalen

232 Seiten · 320 Abbildungen, davon 22 vierfarbig
broschiert, 20,- DM · ISBN 3-8012-0107-4

Sie nannten sich *Zukunft, Eintracht, Wohlfahrt, Vorwärts-Befreiung, Freie Scholle, Selbsthilfe*. Ihre Bauten prägten das Bild unserer Städte, ihre wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Einrichtungen bestimmten den Alltag (nicht nur) der kleinen Leute: man wohnte „in der Scholle“, traf sich im „Gemeinschaftshaus“, ging „im Konsum“ einkaufen. Heute könnte man fast meinen, es hätte sie nie gegeben: die Genossenschaftsbewegung als sozial-kulturelle Reformbewegung. Ihre Geschichte ist so gut wie unbekannt.

Dieses Buch will einen Beitrag zur Wiederentdeckung einer Dimension von Politik leisten, die früher viel zum Selbstverständnis der kleinen Leute beitrug: Reform hier und heute durch wirtschaftliche Selbsthilfe war das Motto.

Genossenschaften waren stets mehr als nur eine Wirtschaftsform unter anderen. Sie waren geprägt durch eine „Ökonomie der Solidarität“. Die Geschichte der Genossenschaften zeigt, daß soziale und kulturelle Ideen, Hoffnungen, Idealismus und Aufbruchsstimmung von entscheidender Bedeutung waren.

So versorgten *Wohnungsbau- und Baugenossenschaften* nicht nur ihre Mitglieder mit preisgünsti-

gem Wohnraum, sondern nahmen auch bei der Umsetzung von Siedlungs- und Architekturreformvorstellungen eine Vorreiterfunktion ein.

Die *Konsumgenossenschaften* mit ihren eigenen Produktionsanlagen und zentralen Großeinkaufsgesellschaften versorgten ihre Mitglieder nicht nur mit preiswerten und qualitativ besseren Waren, sondern schufen außerdem Erholungs- und Ferienheime und Bildungsstätten.

Es entstanden soziale Gemeinschaften, die sich auch heute noch bewähren.

Heute gewinnt der Genossenschaftsgedanke infolge der andauernden Wirtschaftskrise und neuer wohnkultureller Leitbilder gerade bei der jüngeren Generation wieder an Ausstrahlung. Das zeigt vor allem die Gründung zahlreicher Kleingenossenschaften in den letzten Jahren, denen es – wie ursprünglich – um mehr geht: anders arbeiten, anders wohnen, eine „neue Konsumkultur“, kurz: *Anders leben*.

Dieses Buch will nicht nur die großartigen Leistungen genossenschaftlicher Selbsthilfe wieder ins allgemeine Bewußtsein zurückrufen. Es will auch bestehende und neue Genossenschaften bei der Suche nach zeitgemäßen Formen unterstützen.

 **Verlag J.H.W. Dietz Nachf.**



225 S., 24,- DM



Verlag J.H.W. Dietz Nachf.

Eggbrecht holt in diesen durchaus subjektiven Betrachtungen die Großen der Weltliteratur aus der gehobenen Sphäre des Olympos zurück in die Gesellschaften ihrer Zeit. Er stellt ihre Werke in die sozialen und politischen Zusammenhänge, ohne diese Sicht zum Dogma zu erheben. Das stets temperamentvoll vorgebrachte Urteil des streitbaren Aufklärers wird nicht in allen Fällen die Zustimmung der Fachwelt finden, sicher aber jene Leser begeistern, die wie der Autor in der Literatur vor allem eine Trägerin der menschlichen Vernunft sehen.

Diese Fragmente fügen sich zum „Entwicklungsroman“ eines Menschen, der, ungebeugt vom sadistischen Vater wie vom Nationalsozialismus, zu einer zärtlichen Offenheit gegenüber Natur und Menschen gefunden hat, wie sie sich jetzt in seinen Arbeiten als Kunstschmied ausdrückt.

 **Verlag Neue Gesellschaft**



Vorwort von Dorothea Brück

Die Autorinnen bleiben nicht bei der – vernichtenden – Bestandsaufnahme stehen, sondern stellen konkrete Forderungen nach Abhilfe – an die Politik, an die Medien, aber auch an die Frauen, alte und junge.

Mit Beiträgen von: Günter Altner, Wolf-Michael Catenhuisen, Erwin Chargaff, Wolfgang van den Daele, Johann-Friedrich von Eichborn, Gunter-Otto Kirst, Meinrad A. Koch, Hanna Neumeister, Hans-Bernhard Nordhoff, Ludwig Siep, Ulrich Steger, Jürgen Walter, Adolf Weber und Ernst Wolf.

168 S.
24,80 DM



WECHSELWIRKUNG

Zeitschrift für
TECHNIK NATURWISSENSCHAFT
GESELLSCHAFT



Schwerpunkt: Gewerkschaften und Technik – Ein neues Verhältnis? Kollege Ingenieur – Illusion oder realistische Utopie? * Ingenieurarbeitskreis Nürnberg * Technologiekritik und betrieblicher Alltag * Die Technik beherrschen – nicht nur die sozialen Auswirkungen * Gewerkschaftliche Technologieberatung * Über die Schwierigkeit, alternative Produktion in den Betrieben umzusetzen * Weitere Themen: Alu sammeln – ein Ausweg? * Die Tücken des Altpapiers * Beobachtungen bei einem VHS-Kurs „EDV für Frauen“ * Die sexistische Ordnung der Naturwissenschaften * Karl-Hofer-Symposium 84 in Berlin * Nordseekonferenzen * Genspalte *

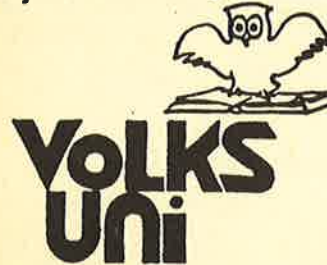
WECHSELWIRKUNG berichtet über politische Aktivitäten im naturwissenschaftlich-technischen Bereich, Gewerkschaften und soziale Konflikte. WECHSELWIRKUNG analysiert die soziale, politische und ökonomische Funktion von Technik und zeigt deren Perspektiven und Alternativen auf. WECHSELWIRKUNG ist ein Diskussionsforum für Naturwissenschaftler, Ingenieure und Techniker.

WECHSELWIRKUNG erscheint vierteljährlich.

Bestellungen an: WECHSELWIRKUNG, Gneisenaustr. 2, 1000 Berlin 61

DM 6,- Einzelheft (+ Versandkosten), DM 24,- Abonnement für 4 Hefte (incl. Versandkosten)

6. Berliner Volksuni
Pfingsten
24.-27. Mai 1985
Henry-Ford-Bau der FU Berlin



Das kopflustige
Pfingstfest
der Widersprüche.

Damit nicht nur
wieder und
wieder Sprüche
gemacht werden.

Vorlesungen, Workshops,
Erfahrungsaustausch, Theater,
Lieder, Diskussionen über

- Nicaragua
- Neokonservative Strategien In Europa, USA, 3. Welt
- Kampffeld Neue Technologien und Neue Medien
- 38,5-Stunden-Woche
- Frauen zwischen Heimarbeit und Parlamentspolitik
- Krieg der Sterne
- Chemie-Politik, ökologische Produktion
- Berliner AL und SPD nach den Wahlen
- Theologie der Befreiung

Weitere Informationen und
Programmbuch (erscheint 22. April)
zu haben im neuen Volksuni-Büro,
Dominicusstraße 3, 1000 Berlin 62

Zum 100. Geburtstag von Georg Lukács

100 Jahre nach seiner Geburt (am 13.4.1885), 14 Jahre nach seinem Tod, ist die Person von Georg Lukács fast unerkennbar hinter seinem Werk zurückgetreten, eins mit diesem geworden.

Die hier vorgelegte Auswahl von Texten will den zahlreichen Analysen des Werks keine weitere hinzufügen – sie ist für diejenigen bestimmt, die eine erste Annäherung und Begegnung wünschen.

Person und Werk werden mit ausgewählten Texten in vier großen Kreisen vorgestellt: die Biographie; die literaturtheoretische und -soziologische Position; die politische Theorie und die praktische Position; die Summe in den großen Werken von *Geschichte und Klassenbewußtsein* bis zur *Ontologie des gesellschaftlichen Seins*. Die Einleitung und die kommentierenden Erläuterungen des Herausgebers verbinden die Texte zu einer Gesamtübersicht, die weiteres Eindringen anregt und ermöglicht.



Revolutionäres Denken – Georg Lukács Eine Einführung in Leben und Werk

Herausgegeben
von
Frank Benseler

Luchterhand

Revolutionäres Denken – Georg Lukács
Eine Einführung in Leben und Werk
Herausgegeben von Frank Benseler
Broschiert, DM 34,-

Luchterhand

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

Zeitschrift für Demokratie und Sozialismus

Herausgeber:

Walter Dirks, Eugen Kogon, Heinz Kühn, Johannes Rau,
Heinz O. Vetter, Hans-Jochen Vogel, Herbert Wehner

Thema des Aprilheftes:

8. Mai 1945

mit einem Gespräch zwischen **Marion Gräfin Dönhoff, Willy Brandt, Horst Ehmke und Hanns-Josef Ortheil**

und Beiträgen u. a. von

Walter Dirks
Horst von Gizycki
Gerhard Heilmann
Eugen Kogon
Christian Graf von Krockow
Heinz Kühn
Susanne Miller
Hans Mommsen
Hans Preiss
Ulrich Sonnemann

DIE NEUE GESELLSCHAFT/FRANKFURTER HEFTE erscheint monatlich, kostet im Jahresabonnement DM 57,— zuzüglich Versandkosten.

Abonnements und Probehefte:

Redaktion DIE NEUE GESELLSCHAFT/FRANKFURTER HEFTE, Godesberger Allee 143, 5300 Bonn 2

ROWOHLT *LITERATURMAGAZIN* 15

DIE AUFWERTUNG DER PERIPHERIE

*Jürgen Theobaldy über Rolf Dieter Brinkmann
Eine Erinnerung*

Ein Briefwechsel zwischen Nicolas Born und Günter Kunert

Nähert sich die Literatur der Theorie?

Der Rückzug der Sozialwissenschaften aus dem «Geistigen Leben»

Die «Henkel»-Theorie und ihre späten Erben

Beiträge u. a. von

*Felix Philipp Ingold, Hauke Brunkhorst, Dietmar Kamper,
Burkhardt Lindner*

Ein bombastisches Manifest von Ginka Steinwachs

Ein Plädoyer gegen die Weinerlichkeit von Martin Lüdke

Moebius – Ein Porträt von Helmut Heißenbüttel

Erzählungen, Gedichte, Prosa u. a. von

Peter Hamm, Wolfgang Hegewald,

Elfriede Jelinek,

Jürg Laederach, Ilma Rakusa,

Hans Joachim Schädlich,

Sabine Suttner, Guntram Vesper



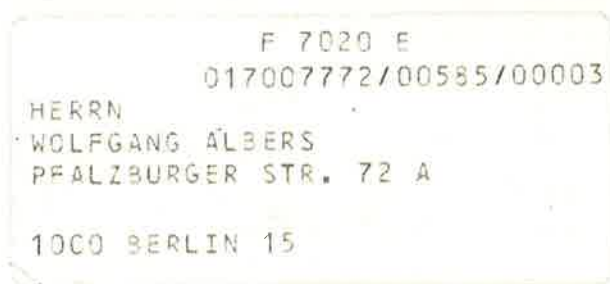
Herausgegeben von W. Martin Lüdke und Delf Schmidt

160 Seiten. Kartoniert **DM 15,—**

Ab 26. April – und dann halbjährlich – in jeder Buchhandlung

Rowohlt

Das Literaturmagazin erscheint wieder!



6/85

Juni

Rob Burns

Pessimismus des Verstandes – Optimismus des Willens
Zur Lage der britischen Linken im Thatcherismus

Matthias Beltz

Gift im Lebenszweck

Martin Jürgens

Wie man einen Krieg abbricht

Arne Raeithel

Intuitionen, Algorithmen und künstliche Intelligenz (III)

Roque Dalton

Der Kommunismus wird sein (unter anderem)
ein Aspirin von der Größe der Sonne.
u. a.

Manfred Esser

Vom Anschein des Westens

Claus Bremer

Gute Dramaturgie

Sigurd von Ingersleben

Die normative Kraft des Hypothetischen

Jacques Limburger

Die Schönheit des Flickenteppichs
Der unaufhaltsame Wiederaufstieg der SPD

außerdem Texte von: Michael Ben, Peter Maiwald,
Thomas Neumann, Michael Otte, Ronald M. Schernikau, u. a.

Spitzenleistungen für die kleine plebejische Elite.

konkret

Es ist die materialistische Tradition des lustvollen Querdenkens und des hartnäckigen Zweifels, an die die DEBATTE anzuknüpfen versucht.

Linke Zeitung

Vor allem geht es den DEBATTE-Herausgebern um eine realistische Bewertung „der Stärke des Gegners“, die sie innerhalb der bundesdeutschen Linken für unterschätzt halten.

Hamburger Rundschau

Literarisch wurde sie in den bisherigen Heften vor allem von Peter Rühmkorf, Helmut Heißenbüttel und Franz Xaver Kroetz unterstützt.

Frankfurter Allgemeine Zeitung

So geht doch aus der Gesamtheit der Beiträge – sei es aus Zitaten oder direkten Hinweisen auf Aktuelles, sei es aus direkter oder zwischen den Zeilen stehender Ironie – deutlich hervor, daß die Zeitschrift Ulbricht und Honecker immer noch viel näher steht als Glucksmann und Hannah Arendt.

Norddeutscher Rundfunk

Im Vertrauen auf historische Unkenntnis wird in die Welt gesetzt, solche Versuche von Fraktionsbildungen seien von Lenin auf dem 10. Parteitag der Kommunistischen Partei Rußlands (Bolschewiki) gebilligt worden.

Unsere Zeit

Hier erleben die siebziger Jahre, das ideologische Jahrzehnt par excellence, ein von jedem Zweifel ungetrübtes Revival.

Zitty

Es soll nicht zuletzt gegen linke Realitätsverluste angeschrieben werden.

Badische Zeitung

Mischung aus Gotteslästerung, Liebe zur Utopie und schwarzem Humor.

Deutschlandfunk

Seit September 1984 erscheint monatlich ein Heft, Umfang achtzig Seiten, Ausstattung schlicht, aber professionell.

DIE ZEIT

DÜSSELDORFER DEBATTE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

1985

monatlich



Angewohnheiten soll man nicht
aus dem Fenster werfen, sondern besser Stufe für
Stufe die Treppe hinab bringen.

(Mark Twain)



Redaktion:

Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann
Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 02 11/3 6133 60

Bisher schrieben: Heinrich W. Ahlemeyer, Johannes M. Becker, Matthias Beltz, Frank Benseler, Claus Bremer, Peter Brokmeier-Lohfing, Jutta Brückner, Till Bruttel, Rudolf Burger, Rob Burns, Franz Josef Degenhardt, Frank Deppe, Fred Eckhard, Chup Friemert, Gerd Fuchs, Georg Fülberth, Helmut Heißenbüttel, Gerd Herholz, Agnes Hüfner, Franz Xaver Kroetz, Wolfgang Krohn, Hans-Jürgen Krysmanski, Arnhelm Neustiss, Mustafa Önal, Michael Otte, Karl Pawek, Hermann Peter Piwitt, Hans Platschek, Werner Post, Arne Raeithel, Helmüt Ridder, Roman Ritter, Peter Rühmkorf, Johannes Schenk, Ronald M. Schernikau, Robert Wolfgang Schnell, Michael Schneider, Peter Schütze, Michael Springer, Dieter Süverkrüp, Ralf Thenior, Uwe Timm, Rafael de la Vega, Maria Vonderbank, Manfred Vosz, Franziska Wiethold, WRL, Rainer Zech. . .

„Die DEBATTE wird eine essayistische Zeitschrift sein, eine Zeitschrift, die vor den Antworten die Fragen stellt, die bei ihren Autoren nicht nur Aufsätze bestellt, sondern erkundet, was sie für wesentlich halten und woran sie arbeiten. – Unsere Bemühungen gelten weder einer Taktik noch einem kleinsten gemeinsamen Nenner. Wir stellen uns nicht die organisatorische Aufgabe, auf Aktionen zu orientieren.“

Mit diesen Sätzen kündigte sich im Sommer 84 die DEBATTE an. Im September 84 erschien das erste Heft. „Indes ist noch nicht aller Tage Abend“ (Karl Marx).

Das Konzept stellt Politik, Kunst, Wissenschaft gleichberechtigt und gleichzeitig nebeneinander. Auf Schwerpunkte und einordnende Editorials wird verzichtet.

Das Interesse gilt der Diskussion irritierend bekannter und neuer Tatbestände:

Wo brechen die Stabilitäten der BRD, dem bisher ruhigen Land? Was, wenn der Gesellschaftsvertrag, Sozialstaat, gekündigt wird? Wie reagieren die Gewerkschaften auf die Individualisierung der Arbeitsverhältnisse? Optimismus oder Pessimismus sind keine Standpunkte gegenüber dem Computer, sondern mit ihm sind Positionen gesetzt, nach denen die Verhältnisse sich zu richten haben. Wer richtet sie, von welcher Utopie geleitet? Der Sozialismus ist zu vielgestaltig, um über einen Leisten geschlagen zu werden, und am Anfang seiner Entwicklung. Wie und wohin? Die Kunst, darüber wurde in der DEBATTE viel geschrieben, ist keine Dienstmagd. Mit Politik hat sie zu tun, wenn sie mit sich zu tun hat. Aber was hat sie mit sich zu tun? Alte und neue Fragen, alte und neue Autoren, alte und neue Aufklärung, Kritik.

Wir veröffentlichten hinterlassene Texte von: Andersch, Brecht, Kipphardt, Nehru, Simonow u. a.

Ständige Rubriken: NOTIZBUCH von Peter Maiwald, die Zeitschriften-schau „Hinter dem Rücken der Avantgarde“, HARAKIRI – neueste Selbstmordversuche unter Freunden. Kommentare greifen Aktuelles auf.

Auch in den kommenden Jahren steht keine Revolution ins Haus, Umwege sind angesagt zur Erhöhung der Ortskenntnis.

DEBATTE-Leser helfen der DEBATTE

Die DEBATTE ist auf Freunde angewiesen. Zeitschriften wie diese haben keine hohen Auflagen. Abonnentenbeiträge und Anzeigeneinnahmen können die Kosten nicht decken. Die Vorbereitung der DEBATTE, die Werbung, Reisen und sonstige Unkosten konnten wir durch Spenden sichern.

Mit der Ausgabe 6/85 (Juni) ist der erste Jahrgang abgeschlossen. 10 Hefte sind dann erschienen. Das ist viel, aber zum Debattieren zu wenig. Für den Start des zweiten DEBATTE-Jahrgangs benötigen wir eine Steigerung der Auflage und weitere Spenden. Ihre Hilfe.

Sie können:

die DEBATTE abonnieren. Der Dauerbezug ist eine planbare Einnahme, die den Fortbestand der Zeitschrift erleichtert –

die DEBATTE als Geschenkabonnement bestellen –

die DEBATTE empfehlen, bei Freunden, Feinden und in Buchhandlungen –

die DEBATTE verbreiten, mit den Heften und mit diesem Prospekt. Wir schicken Ihnen gern Material zu –

die DEBATTE für Ihre Anzeigenwerbung nutzen –

die DEBATTE finanziell direkt unterstützen, durch Ihre Spende.

Konto 31046-209 Postgiroamt Hamburg, BLZ: 200 100 20
GbR P. Maiwald, M. v. Bentivegni

Absender:

Mit Angabe Ihres Berufes und
Geburtsdatums können Sie uns zur
besseren Kenntnis unserer Leser
verhelfen:

An

DÜSSELDORFER
DEBATTE
Zeitschrift für Politik • Kunst • Wissenschaft

Karl-Anton-Straße 16

4000 Düsseldorf 1

Ich abonniere die **Düsseldorfer DEBATTE** und ermächtige Sie widerruflich, die fälligen Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. (Diese Vereinbarung kann innerhalb von zwei Wochen zurückgezogen werden. Danach gilt eine Kündigungsfrist von drei Monaten vor Ablauf des jeweils mit dem Bestellmonat beginnenden Abonnement-Jahres.)

Name: _____ Vorname: _____

Straße/Nr.: _____ Telefon: _____

PLZ/Wohnort: _____ Bankleitzahl: _____

Konto: _____ Geldinstitut: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Erscheinungsweise: monatlich, außer Juli/August, Einzelheftpreis 15,- DM, im Abo 12,- DM, jeweils plus Versandkosten.

Abbuchungen:

vierteljährlich ☐ halbjährlich ☐

Das Abonnement soll ein **Geschenk** sein. Empfänger:

Ich bestelle Einzelheft(e) gegen Rechnung (Monat): _____ (Jahrg.): _____

Alle fragen sich, wer uns finanziert - Wir uns auch!

Konto 31046-209 Postgiroamt Hamburg, BLZ: 200 100 20

GbR P. Maiwald, M. v. Bentivegni